Bio 4221
2

Augsburg d. 28t. Feb. 1802.

No. 1 Kotzebue's merkwürdigstes – II

P. T. Frau von Stetten d. 7. May.

— Hr. Hauptm. B. v. Pestel d. 20t. dto.

— Daniel Wöhlich d. 10ten April

— ~~Hauptm. Frölich~~

— Oberrichter von Stetten

— Oberpostmeister B. v. Haÿsdorf.

— Lieut. B. v. Stein

— Hauptm. Holzmann

—

dann zurück

von Gf. v. Seida

Das merkwürdigste Jahr meines Lebens.

Von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Inter spem, curamque, timores inter et iras,
Grata superveniet, quae non sperabitur, hora.
HORAT.

Mit einem Kupfer.

Berlin.
1802.

Inhalt des zweiten Theils.

Der Verfasser wird plötzlich in Freiheit gesetzt. — Theilnahme der Kurganer. — Ein Kirchenfest. — Abschied von Sokoloff. — Abreise aus Kurgan. — Fürst Simbirsk. — Ein Blödsinniger, der auf den Beinen und Händen geht. — Scene in einem Tatarischen Dorfe. — Ankunft in Tobolsk. — Beweise von dem Edelmuthe Pauls des Ersten. — Der Courier Carpov. — Russi, ein Dieb. — Abreise von Tobolsk. — Krankheit. — Die Sibirische Grenze. — Ungeduld des Verfassers, und Indolenz seines Couriers. — Wassili Sukin. — Ein verwiesener Kaufmann. — Gefahr in Kungur. — Exilirte und Kolonisten. — Kasan. — Aufenthalt daselbst. — Straßenräubereien. — Vorsichtsmaßregeln zur Sicherung der Posten. — Nischneï-Nowogorod. — Gastfreie Aufnahme. — Vermuthlicher Raubanschlag. — Moskau. — Der Buchhändler Franz Courtener. — Der Schriftsteller Karamsin. — Wischneï-Wolotschok. — Ankunft in Petersburg. — Empfang daselbst. — Die erste traurige Nacht. — Die erste Bothschaft von Frau und Kindern. — Wiedervereinigung. — Geschichte der Frau von Kotzebue. — Das Benehmen des Gouverneurs von Curland. — Der wackere Gastwirth Räder. — General von

Essen. — Regierungsrath von Wächter. — Sekretair Weitbrecht. — Riga. — Der edle Gouverneur von Richter. — Graf Sievers. — Herzzerreißende Naivetät der Kinder. — Reise nach Friedenthal. — Probst Koch und seine Familie. — Empfang eines Briefes und traurige Wirkung desselben. — Reise nach Reval. — Von Knorring und seine Gattin. — Die edelmüthige Kammerjungfer Katharine Tengmann. — Unverhoffte fröhliche Botschaft. — Brief des Grafen von der Pahlen. — Vorsorge des Kaisers. — Die Einwohner von Reval. — Reise nach Petersburg. — Graumanns zarter Edelmuth. — Rührende Scene. — Graf Pahlen. — Geschenk eines Gutes in Liefland. — Brief des Geheimenrathes Briskorn. — Ernennung zum Direktor des deutschen Hoftheaters. — Zurückgabe sämmtlicher Papiere. — Edle Handlung eines Unbekannten. — Gustav Wasa. — Ursachen, welche die Befreiung des Verfassers bewirkt haben. — Strenge Censur der Schauspiele. — Das Französische Theater. — Madame Chevalier. — Düsteres Gemälde. — Ungewöhnlicher Einfall des Monarchen. — Erste Unterredung des Verfassers mit ihm, und Pauls unaussprechlich liebenswürdiges Betragen. — Menschenhaß und Reue in der Eremitage gespielt. — Ein Französischer Text zu Heydns Schöpfung. — Vertrauter Cirkel. — Veranlassung zur Erleichterung der Theater-Direktion. — Auftrag, den Michailowschen Palast zu beschreiben. — Vergebliche Bitte um den Abschied, und Anstellung eines Regisseurs. — Widerlegung einer Behauptung in der Zeitung für die elegante Welt. — Kurze Beschreibung des Michailowschen Palastes. — Letzte Unterredung mit dem Kaiser. — Thronbesteigung Alexanders und seine ersten milden Verord-

nun-

nungen. — Rührende Geschichte eines Kosaken-Obristen. — Die runden Hütte. — Zurückberufung der Verbannten aus Sibirien. — Sokoloffs Befreiung. — Geschichte des unglücklichen Pastors S**. — Herr und und Madame Chevalier. — Madame Valville. — Der Verfasser bittet um seine Entlassung. — Abreise von Petersburg. — Jewe. — Wolmershof. — Riga. — Polangen. — Königsberg. — Schluß.

Anhang.

Ueber die mémoires secrets sur la Russie.

Ueber den Verfasser dieses Buches — Vorgebliche Rachsucht Kaiser Pauls. — Jekaterina. — Verläumdung gegen den Kaiser Paul als Vater seiner Familie. — Die Großen des Russischen Reiches. — Gesetze in Rußland. — Paradoxon: die Kaiserin Katharina sey keine Beschützerin der Wissenschaften gewesen. — Deutsche Einwohner von Petersburg. — Die Obristen der Russischen Regimenter. — Eitelkeit des Verfassers von den mémoires secrets — Ungerechte Vorwürfe gegen Paul den Ersten. — Das Militair-Waisenhaus. — Fürst Potemkin. — Lanskoy. — Die Russischen Fürsten. — General Pistor. — Potemkins seltsame Galanterie — Kaiser Paul erhielt und beantwortete alle Briefe seiner Unterthanen. — Unmöglichkeit, sie alle selbst zu lesen. — Verläumdung der Russischen Staatsbeamten. — Iwans Gefängniß zu Schlüsselburg. — Eitle Prahlereien des Herrn von M**. — Schilderung der verwittweten Kaiserin und des itzigen jungen Monarchen. — Graf Nicolai Soltikow. — Die vormaligen Garden. — Graf Rostopschin. — Baron Nicolai — Unwahres Raffinement von Rache, dem Kaiser Paul aufgebürdet. — Familien

milien-Klatschereien. — Aufrührerische Bemühungen des Memoiren-Schreibers. — Verläumderische Anekdoten über Liefland. — Ueber die Neigung der Russen zum Stehlen. — Ihre Gastfreiheit und Tapferkeit, vom Herrn von M**. verkleinert. — Die Russischen Damen. — Die Hofmeister. — Den Lief-Esth- und Curländern werden Schulanstalten abgesprochen. — Ueber die Verbannung des Verfassers der Memoiren. — Ueber die Sklaverei der Russischen Bauern. — Ueber die Sklaverei der Esthen. — Wohlgemeinte Vorschläge, ihren Zustand erträglicher zu machen. — Menschenfreundliche Aeußerungen über diesen Gegenstand von dem jetzigen jungen Monarchen.

Das
merkwürdigste Jahr meines Lebens.

Zweiter Theil.

Am 7ten Julius, einem heitern, schönen Tage, hatte ich des Morgens meine gewöhnliche Beschäftigung vorgenommen: ich schrieb an meiner Leidensgeschichte. Gegen zehn Uhr trat der Hofrath de Grawi zu mir herein. Nach einer kurzen unbedeutenden Unterhaltung, ergriff er, seiner lästigen Gewohnheit gemäß, die Karten, setzte sich und spielte grande patience, wodurch er meine eigene patience oft sehr hart auf die Probe stellte: denn ich mußte mich, als müßiger Zuschauer, oft manche Stunde mit langer Weile plagen, und der gutmüthige Unbarmherzige hatte gar keine Ahndung davon, daß auch einem Verwiesenen in Kurgan die Zeit kostbar seyn könne. Auch heute saß er bis nach eilf Uhr. Ich gieng schweigend, voll innern Unwillens, auf und nieder, und nur Einmal nahm ich Theil an dem Spiel, als er mich fragte: über welchen Gegenstand er die Karten legen solle; und ich ihm antwortete: auf die Hoffnung, meine Frau bald hier zu sehen. Es kam diesmal glücklich heraus, und er freuete sich herzlich darauf, Christina Karlowna bald bei sich zu bewirthen.

Endlich erinnerte er sich, daß er noch Geschäfte in seinem Gerichte habe, und gieng weg. Kaum war er fort, so setzte ich mich wieder an meinen

Tisch, um noch ein Stündchen zu schreiben. Mitten in einer Periode unterbrach mich mein Bedienter, der in die Thür hinter mir trat, und sagte: Eh bien, Monsieur, encore quelque chose de nouveau! *)

Ich hörte das nur mit halbem Ohr, glaubte, er wolle mir eine neue Liebesgeschichte mittheilen (derer er, seit unserer Ankunft, wohl schon zwanzig an= und ausgesponnen hatte), drehte, ohne die Feder wegzulegen, den Kopf nachlässig nur halb nach ihm hin, und antwortete: quoi donc **)?

Dans ce moment, versetzte er, un dragon est venu vous prendre ***). Ich wurde von Entsetzen ergriffen, sprang auf, und starrte ihn sprachlos an.

Oui, oui, fuhr er fort; nous irons peut-être encore aujourd'hui à Tobolsk ****).

Comment? stammelte ich.

Er führte mir nun einen Mann herein, der den Dragoner selbst gesehen, dessen Aussage selbst gehört, und ihn bis zu de Grawi begleitet hatte, dann aber voraus gelaufen war, mich davon zu be=

*) Wohlan, mein Herr, schon wieder etwas Neues!

**) Was denn?

***) In diesem Augenblick ist ein Dragoner angekommen, um Sie zu holen.

****) Ja, ja, wir gehen vielleicht noch heute nach Tobolsk.

benachrichtigen. Den weitern Inhalt der mitgebrachten Depeschen wußte er nicht.

Was sollte ich vermuthen? — Meine Freiheit? Nein! warum würde ich denn nach Tobolsk zurückgebracht? Es gab ja einen weit näheren Weg, gerade nach Ekaterinaburg: warum ließe man mich einen Umweg von fünfhundert Wersten machen? Auch konnte ja die Entscheidung des Monarchen auf mein Memorial noch lange nicht eintreffen. — Mir blieb also nur die schreckliche Wahrscheinlichkeit, daß ich von Tobolsk aus noch tiefer in das Land gebracht werden sollte, vielleicht wohl gar in die Bergwerke, vielleicht nach Kamtschatka. — Ich stand bebend da, suchte mich zu fassen, ergriff schnell das Heft, an dem ich geschrieben hatte, rannte nach meinen noch übrigen Banconoten, knöpfte beydes in meine Unterweste, und erwartete nun, wenigstens zehn Minuten lang, in Todesangst mein Schicksal. Diese zehn Minuten gehörten unter die schrecklichsten, die ich während meines Unglückes erlebt hatte!

Endlich sah ich durch das Fenster den Hofrath de Grawi, von einer Menge Menschen umgeben, die Straße heraufkommen; und aus dem Haufen ragte der Dragoner, mit seinem Federbusche auf dem Hute, hervor. Sie waren noch zu weit, als daß ich den Ausdruck der Gesichter hätte unterscheiden können; ich stand also noch immer halb leblos da, und erwartete mein Todesurtheil.

Noch

Noch einmal wankte ich im Zimmer auf und ab, dann wieder an das Fenster. Der Haufe war näher gekommen: ich sah de Grawi's Gesicht sehr heiter. Es blitzte ein Hoffnungsstrahl in meine Seele; aber noch lag die ganze Welt auf mir.

Jetzt war die Menge in den Hof getreten. De Grawi sah herauf, bemerkte mich, und nickte mir freundlich zu; die drückendste Last fiel von meiner Brust. Ich wollte hinaus, ihm entgegen; ich konnte aber nicht, stand fest auf meinem Platze, und hatte die Augen starr auf die Stubenthür geheftet. Ich wollte fragen; auch das konnte ich nicht.

Prosdrawläju! rief de Grawi mir entgegen, und die Thränen rollten dem alten Manne über beide Backen: prosdrawläju! wui swobodni! (Ich wünsche Ihnen Glück! Sie sind frei!)

Mit diesen Worten lag er auch schon in meinen Armen. Ich sah und hörte nicht, ich fühlte nur seine Thränen an meiner Wange; mein eigenes Auge war trocken. Prosdrawläju! schallte es von hundert Stimmen um mich her; ein Jeder wollte der Erste seyn, mich zu umarmen, und auch mein Bedienter drückte mich mit Ungestümm an seine Brust. Ich ließ Alles mit mir machen, sah sie Alle an, und konnte ihnen nicht danken, ja nicht einmal reden.

Der Dragoner überreichte mir einen Brief des Gouverneurs. Ich erbrach ihn schnell, und las Folgendes:

Mon-

Monsieur !

Réjouissez Vous, mais modérez Vos transports ; la foiblesse de Votre santé l'exige. Ma prédiction s'est accomplie. J'ai la douce satisfaction de Vous annoncer, que notre très-gracieux Empéreur désire Votre retour. Exigez tout ce qui Vous est nécessaire ; tout Vous séra procuré, l'ordre en est donné. Volez, et recevez mes complimens,

Votre

le 4. Juillet. trés-humble serviteur.

D. Kochéleff *).

Jede Zeile grub sich tief in mein Herz! — Der Gouverneur schickte mir zugleich ein Pack Zeitungen, und ein kleines Glückwünschungsbriefchen von dem Kaufmann Becker, der eben zugegen war, als der Dragoner abgefertigt wurde, und der mir sehr dringend seine Wohnung zum Absteige-Quartier in Tobolsk anbot.

De Grawi zog jetzt auch seine Russische Ordre aus der Tasche, und las sie mir vor. Sie ent-

*) Freuen Sie Sich, aber mäßigen Sie Ihr Entzücken: Ihre schwache Gesundheit macht das nothwendig. Meine Weissagung ist erfüllt. Ich habe das süße Vergnügen, Ihnen anzukündigen, daß unser gnädigste Kaiser Ihre Zurückkunft wünscht. Fodern Sie Alles, was Sie brauchen; Alles wird Ihnen geliefert werden, der Befehl dazu ist gegeben. Fliegen Sie, und empfangen Sie meine Glückwünsche!

enthielt den Befehl, mich mit Allem, was ich verlangen würde, auch mit Geld, zu versehen, und mich so bald als möglich abzufertigen.

Noch immer war ich stumm; aber endlich stürzte ein wohlthätiger Thränenstrom aus meinen Augen: ich weinte laut, heftig und lange; die meisten Zuschauer weinten mit mir.

Plötzlich stürzte Sokoloff ins Zimmer, hieng an meinem Halse, und vergoß bittersüße Thränen. „Ich bleibe nun wieder allein!“ sagte er mit tiefer Wehmuth; „aber, bei Gott! ich freue mich herzlich.“

Alle Einwohner von einiger Bedeutung hatten sich um mich versammelt: das Zimmer war gedrängt voll; Jeder wollte mir seine Freude bezeugen, Jeder mir etwas Angenehmes sagen. Der biedre de Grawi fühlte, daß mir das Gedränge lästig werden mußte; er entfernte nach und nach den Haufen, und bat mich, bei ihm zu essen. — Ach, Gott! essen und trinken konnte ich nicht. Ich wünschte nur allein zu seyn. Er fragte: „wann ich reisen wollte.“ — In zwei Stunden, war meine Antwort. — „Was ich bedürfe?“ — Nichts als Pferde! — Er gieng lächelnd, und ich war endlich allein.

Wie mir zu Muthe war, kann ich nicht beschreiben. Die Kniee zitterten mir noch mehrere Stunden nachher; und doch konnte ich mich nicht setzen, ich mußte immer gehen, auf und nieder gehen. Gedanken hatte ich nicht, nur Empfin-

dun-

dungen, schnell auf einander folgende Vorstellungen, ohne deutlichen Umriß: es war mir, als ob meine Frau und meine Kinder immer in einer Wolke vor mir schwebten. Ich fühlte bald, daß meine Empfindungen schwelgten, daß ich erschöpft war. Nun wollte ich etwas denken, Betrachtungen anstellen, Zeitungen lesen, die ich sonst so gern las; — aber Alles vergebens! Von Zeit zu Zeit flossen meine Thränen wieder, und der Ausruf: o Gott! Gott! war Alles, was ich hervorbringen konnte.

Als ich endlich der Ruhe und Unruhe wieder fähig wurde, mischten sich auch einige Wermuthstropfen in den Becher meines Entzückens. — Der Dragoner, dem ich im ersten Aufruhr der Freude mehr gab, als ich eigentlich geben konnte, hatte mir erzählt: es sey ein Senats-Courier aus Petersburg gekommen, um mich zurückzuholen; da aber seine Ordre nur auf Tobolsk laute, so habe er auch nicht weiter reisen wollen, und deshalb sey es dem Gouverneur nicht möglich gewesen, mir den Rückweg dahin zu ersparen. Dieses Räthsel war mir also gelöst. Eine andere, mir weit wichtigere Frage konnte der Dragoner nicht beantworten. „Hat der Courier Briefe von meiner Frau? hat er wenigstens irgend eine Nachricht von ihr mitgebracht?“ — Ach! das wußte er nicht! und es war mehr als wahrscheinlich, daß auch der Courier weder Briefe noch Bothschaft an mich hatte: denn sonst würde der

men-

menschenfreundliche Gouverneur gewiß etwas davon erwähnt haben. Wußte er doch, wie unaussprechlich ich die Meinigen liebte! hatte er doch meine heißen Thränen um sie gesehen, ja die seinigen damit vermischt! — Und er schwieg! — hatte mir vielleicht etwas Schreckliches zu verschweigen! —

Ich war sinnreich, mich zu quälen. Ein Glück, daß die Reiseanstalten mich zerstreuten. Nichts konnte mein Italiäner mir rasch genug machen. Meine Ungeduld war kindisch. Es wurde Alles drüber und drunter in den Mantelsack gepackt, und in das Kibitken geworfen. Ich eilte indessen, die letzte Pflicht zu erfüllen, und von den guten Menschen in Kurgan dankbaren Abschied zu nehmen Daß ich mich bei Jedem nur wenige Minuten aufhielt, ist begreiflich. Bei dem wackern de Grawi blieb ich am längsten, und er foderte sogar noch ein Opfer von mir, das mir sehr schwer wurde, das ich aber seinen dringenden Bitten unmöglich versagen konnte.

Den 7ten Julius war nämlich gerade ein Kirchenfest, dessen Bedeutung ich nicht so eigentlich habe errathen können. Die Feier desselben bestand hauptsächlich darinn, daß der Heilige eines benachbarten Dorfes in effigie nach der Stadt gebracht wurde; daß der Stadtheilige ihm höflich bis an seine Grenzen entgegen kam, dann mit ihm umkehrte, den fremden Gast in seinen Tempel führte, ihn dort mit einigen Gebethen und

Gesängen bewirthete, und ihn dann Abends wieder entließ. Den Stadtheiligen begleiteten bei dieser kleinen Excursion die sämmtlichen Einwohner singend. Der fromme de Grawi hielt es für Pflicht, an ihrer Spitze zu seyn; und diese Ceremonie war es, an welcher ich — mochte ich wollen, oder nicht — noch Antheil nehmen mußte. Er versicherte, es werde kaum eine halbe Stunde dauern; und ich gieng mit ihm.

Von sechs hübschen Bauermädchen getragen, und von einem bärtigen Popen beräuchert, kam uns der Dorfheilige an der Stadtgrenze entgegen; Alles sang, und schlug Kreuze. Die Bilder neigten sich höflich gegen einander. Wir machten links um; der Fremdling zog ein in das Haus seines Gastfreundes, und ich eilte nach dem meinigen, um die letzten Verfügungen zu treffen.

Dort fand ich schon meinen guten Sokoloff, der schwer athmend auf und nieder gieng. Noch am Abend vorher hatten wir darüber gesprochen, daß, wenn je Einer von uns seine Freiheit wieder erlange, der Zurückbleibende doch sehr unglücklich seyn werde. Nun war der Fall wirklich eingetreten; wir sprachen aber nicht mehr davon. Ich schenkte ihm eine Flinte, die Patrontasche, den Ammunitions-Vorrath, und Alles, was ich sonst entbehren konnte; er nahm es schweigend, und in seinen feuchten Augen las ich: es wäre doch besser, wenn du bei mir bliebest! — Ich bat ihn, mir Briefe an seine Familie mitzugeben, welche

sicher zu bestellen, ich für meine heiligste Pflicht halten würde; aber seine unbegreifliche Gewissenhaftigkeit ließ nicht einmal das zu. Er wollte durchaus dem harten Befehle nicht zuwider handeln: er setzte ein Verdienst darin, Alles zu dulden, und auch nicht die kleinste Blöße zu geben.

Es verbitterte meine Freude nicht wenig, daß dieser rechtschaffene Mann durch meine Anwesenheit in Kurgan offenbar unglücklicher geworden war, als vorher. Durch mich hatte er sich wieder an manche Bequemlichkeiten des Lebens, an geselligen Umgang, an Freundschaft gewöhnt; mir konnte er klagen, bei mir fand er immer offene Ohren: und nun war er wieder allein in dieser Wüste! — Ich hatte ihn aus seinem Loche ziehen, ihn für den Winter bei mir einquartieren wollen: und nun mußte er wieder zurück in seine Rauchhöhle. Weinend drückte ich ihn an mein Herz; er schlich weinend aus der Stube. — Ich habe ihn nicht wieder gesehn — denn als bald nachher fast alle Einwohner des ganzen Städtchens sich zum Abschied in meinem Hofe versammelten, war Simon Sokoloff nicht mehr unter ihnen.

Noch wohl eine Stunde mußte ich auf Pferde warten. Nie habe ich eine größere Ungeduld empfunden. Kaum war ich im Stande, die gutmüthigen Aeußerungen der Einwohner zu erwiedern. Der Eine hatte Punsch machen lassen, der Andere brachte mir Viktualien, der Dritte eine Menge

Gur=

Gurken *); ich hätte neben meinem Kibitken her gehen müssen, wenn ich Alles hätte hinauf packen wollen. — Gott segne euch, Ihr guten Menschen! — Ich werde euch hoffentlich nie wiedersehen; aber das Andenken an eure herzliche, anspruchlose Gastfreundschaft trage ich bis zum Grabe dankbar in meiner Brust! —

Endlich war angespannt; ich wurde ringsum geherzt, gedrückt, und in das Kibitken gehoben. Der alte, gute de Grawi setzte sich zu mir; denn er wollte mich durchaus wenigstens bis vor die Stadt begleiten. Fromme Wünsche schallten mir nach, als wir fuhren; und ich schwamm in einem Meere von Wonne.

Als wir fast zwei Werste zurückgelegt hatten, ließ de Grawi halten, bog sich über mich, küßte mich, weinte, drückte mir die Hand, gieng, kam wieder, schüttelte mir die Hand, sagte schluchzend nur die Worte: S'bogom! (mit Gott!) und verließ mich. — Ich richtete mich in die Höhe, sah ihm lange nach, betrachtete wehmüthig die Stadt, warf den bösen Traum meiner Leiden hinter mich, und fuhr in gestrecktem Galopp davon.

Dieses Mal war ich nicht gezwungen, meinen Rückweg über Tiumen zu nehmen; denn die Gewässer hatten sich zum Theil verlaufen.

Mit

*) Die Gurken sind dort eine solche Seltenheit, daß man sie, wie bei uns die Melonen, in kleine Stücke zerschnitten, als eine Leckerei herumgiebt.

Mit meiner Mückenkappe über dem Kopfe — denn ohne die ist es unmöglich, in dieser Jahreszeit durch jene Gegenden zu reisen — fuhr ich die Nacht rasch durch. Die dortigen Mücken gleichen ganz den unsrigen, nur daß sie gelb, und — so kam es mir wenigstens vor — noch weit unverschämter und gefräßiger sind.

Gegen Morgen schlummerte ich einen Augenblick ein, und mein erstes Erwachen war ein neuer froher Genuß. Ich brauchte eine Minute, um mich zu besinnen, was mit mir vorgegangen sey; aber diese Minute, in der sich nach und nach die Idee meiner Freiheit entwickelte, war himmlisch!

Nachmittags kamen wir durch ein kleines Städtchen, Namens Jaluterski. Auch hier befanden sich mehrere Verwiesene, unter andern ein Fürst Simbirski, vormals General en Chef, der wegen Veruntreuung bei Tuchlieferungen — die er sich zwar nicht selbst zu Schulden kommen lassen, wobei er aber einem Andern durch die Finger gesehen haben sollte — zum Exil verdammt worden war. Schwerlich hatte er diese Strafe, am wenigsten aber die Art und Weise, wie sie vollzogen wurde, verdient. In schwere Ketten geschlagen, wurde er von einem Begleiter, der noch dreimal hartherziger war, als der meinige, fortgeschleppt, und mußte, trotz Fesseln und Krankheit, diesem meistentheils seinen Platz im Kibitken einräumen, und selbst zu Fuße nebenher gehen. Es gab überdies keine Art von unwür-

diger

diger Behandlung und niedrigem Spotte, wodurch der Unmensch den Elenden nicht noch tiefer zu beugen suchte *).

Indessen wartete seiner doch ein seliger Augenblick an den unwirthbaren Ufern des Tobol, um den ich ihn oft beneidet habe, und der ihm gewiß seine Leiden versüßet hat. Als er von Tobolsk rückwärts nach Jaluterski, dem Orte seiner Bestimmung, gebracht wurde, und, des hohen Wassers wegen, so wie ich, auf der großen Landstraße ein Paar hundert Werste zurückkehren mußte, nun aber so eben vom Tobol landeinwärts biegen wollte, sah er auf einem Flusse den Prahm, mit einigen Equipagen beladen, vom jenseitigen Ufer herüberschwanken; und als der Prahm näher kam, — erkannte er seine Familie, die ihm eilig gefolgt war. Er schrie laut! Vom Wasser her tönten die Stimmen seiner Kinder, ihrer Mutter! Ihre Arme breiteten sich aus — er sprang ans Ufer hinab, lief ins Wasser, so weit er konnte — kletterte auf den Prahm, — Gott! welch ein Augenblick! — Von den Bauern, die umher standen, habe ich die Geschichte; sie hatten die Scene wohl gefühlt, und sprachen noch jetzt mit Rührung davon.

Als

*) Seine gänzliche Unschuld ist nachher völlig erwiesen, und er in alle seine Ehren und Würden wieder eingesetzt worden.

Als ich durch Jaluterski kam, war Fürst Simbirski krank, aber doch von den Seinigen umgeben, und durch ihre Pflege erquickt.

Nie habe ich üppigere Wiesen gesehen, als in dieser Gegend. Mähen darf sie, wer will, und die meisten bleiben ungemähet, da es weder Hände genug giebt, um das Heu zu machen, noch Mäuler genug, um es zu verzehren.

Einer Merkwürdigkeit muß ich erwähnen, die mir in einem Dorfe unweit Jaluterski aufstieß. Es war ein blödsinniger Jüngling, von etwa achtzehn Jahren, der auf allen Vieren gieng, und zu einem Beweise der Hypothese gedient haben würde, daß der Mensch für diese Art zu wandeln eigentlich geschaffen sey. Er trabte nämlich nicht allein sehr schnell, sondern trug auch seinen Kopf ganz gerade, perpendikulär aufgerichtet; die Halsmuskeln müssen sich also an diese Richtung wohl gewöhnen können. Uebrigens stand der Jüngling höchst selten auf seinen Füßen, und nie g i e n g er so; oft aber setzte er sich, fast wie ein Bär, auf die Hinterbeine.

Zwischen Jaluterski und Tobolsk kommt man durch eine Reihe von Dörfern, die von Tataren bewohnt sind. Diese Nation scheint mir in der That die Verachtung nicht zu verdienen, welche der Russe, als Ueberwinder, gegen sie zu hegen affektirt. Ein Zufall, da die Achse meines Fuhrwerks nicht weit von einem solchen Dorfe brach,

hat

hat mich in etwas nähere Bekanntschaft mit ihr gebracht.

Es war schon ziemlich spät am Abend; doch willig eilten sogleich mehrere Tataren herbei, um mir zu helfen. Einer derselben war eine Art von Zimmermann. Ich hielt vor seinem Hause; und da er mir ankündigte, daß wohl drey Stunden vergehen würden, bis ich meine Reise fortsetzen könnte, so ließ ich meinen Bedienten indessen Anstalten machen, mir Thee zu bereiten.

Das Innere der Tatarischen Häuser ist sehr schmutzig; ich blieb also an dem schönen Sommerabende auf der Straße, ließ mir Stuhl und Tisch heraussetzen, und öffnete mein Reise-Nezessaire, um das Theezeug heraus zu nehmen. Die Neugier hatte die sämmtlichen Einwohner des Dorfes um mich versammelt. Sie schienen in Allem, was den Luxus betrifft, höchst unwissend zu seyn Ein alter seidener Schlafrock, den ich trug, und den meine Frau, weil er schon abgenutzt war, schon oft hatte wegwerfen wollen, erregte ihre Bewunderung, und Jeder wollte ihn betasten.

Aber in ein fröhliches Erstaunen versetzte sie vollends mein Spiegel in dem Deckel des geöffneten Kastens. Sie hockten gruppenweise davor nieder, lachten mit weit aufgesperrtem Munde, und ließen Einer den Andern bemerken, daß man die Gegend hinter sich sehen könne. Ich nahm den Spiegel zum Scherz heraus, und hielt ihn

der jungen Frau des Zimmermanns vor, die erst verstohlen, nach und nach aber dreist und mit vieler Behaglichkeit hinein blickte, da sie sehr hübsch war. (Es schien, als ob auf dem Lande die Sitte, das Gesicht zu verhüllen, nicht so streng beobachtet würde, wie in Kasan; alle Weiber, die ich hier sah, waren unverhüllt).

Als der Thee fertig war, zündete ich meine Pfeife an, und setzte mich auf einen Haufen Balken, der dem Hause meines Wirthes gegenüber aufgethürmt lag. Es war eine malerische Nachtgruppe: um mich her, bald höher, bald tiefer, saßen wohl zwanzig Tataren; unter mir war ein kleines Feuer mitten auf der Straße angezündet, bei welchem der Zimmermann an meinem Kibitken arbeitete; jenseits vor der Hausthür saßen und standen die Tatarischen Weiber, Mädchen und Kinder, die zu schüchtern waren, um näher zu kommen.

Zwischen mir und meiner nächsten Gesellschaft entspann sich ein höchst seltsames Gespräch. Sobald sie nämlich erst wußten, daß ich kein Russe sey, faßten sie Zutrauen zu mir, und thaten hundert wißbegierige Fragen: „wer ich sey; wohin ich reise; wo mein Vaterland liege; wie es dort aussehe.“ — Da sie sowohl, als ich, schlecht Russisch sprachen, so war es schwer, uns zu verständigen. Ich sagte ihnen, ich sey ein Sachse. Sie redeten Tatarisch unter sich, und fragten mich dann: ob Sachsen am Caspischen Meere liege. Ich

war sehr verlegen, wie ich ihnen einen Begriff von der Lage Sachsens geben sollte. Die umher liegenden Staaten kannten sie nicht, Preußen ausgenommen, wovon indeß ihre Begriffe sehr verwirrt waren. Von dem Französischen Kriege hatten sie nie etwas gehört. Das glückliche Völkchen!

Endlich fiel ich darauf, ihnen den Papst, als einen meinem Vaterlande weit näheren Nachbar, zu nennen; und sieh da, den kannten sie. Ich hatte mich des Wortes Papa bedient; sie aber verbesserten mich, nannten ihn Kalif, und wußten zu meinem Erstaunen, daß er geistliche und weltliche Oberherrschaft mit einander vereinige.

Die junge Frau, welche der Spiegel etwas zutraulich gemacht hatte, war indessen horchend näher gekommen. Ich nahm daher Veranlassung zu fragen: ob die Vielweiberei unter ihnen häufig Statt finde. — Es waren nur zwei Männer im ganzen Dorfe, die mehrere Weiber hatten, und Einer derselben war gerade mein Wirth. Man fragte mich: ob es nicht angenehm sey, mehrere Pflegerinnen und Gehülfinnen zu haben. — Ein Jeder suchte die Vortheile dieser Einrichtung darzuthun. „Wenn die Frau alt wird,“ sagte dieser, „so nimmt man eine junge.“ — „Wenn die eine brummt,“ rief jener, „so lacht die andere.“

Sehr wohl! erwiederte ich; aber gefällt es auch den Weibern so besser? — Ich sah meine hüb-

hübsche Wirthin dabei an. Da sie wenig Russisch verstand, so verdolmetschten ihr die, welche bei mir saßen, unsere Unterredung. Sie lächelte, und nickte ein paar Male mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: ja, du hast wohl Recht! Dann blickte sie schüchtern nach der Hausthür, wo eine etwa vierzigjährige grämliche Person saß, die vermuthlich ihre Gesellschafterin im Ehebette war. Mein Auge folgte ihrem Blicke, und es kam mir vor, als hätte ich selbst einen hellen Blick in ihre ganze häusliche Lage geworfen.

Das junge Weibchen hatte ich offenbar durch meine Theilnahme gewonnen; denn sie brachte, ohne daß ich etwas davon wußte, einen Topf mit Eiern, setzte ihn an das Feuer zu meinen Füßen, kauerte dabei nieder (und zwar so, daß die Flamme ihr Gesicht erleuchtete und röthete), kochte die Eier, legte sie in eine hölzerne Schale, und gab sie mir.

Nie habe ich bessere Gelegenheit gehabt, den heftigen Haß der Tataren gegen die Russen zu bemerken, als an diesem Abend. Mein Dragoner hatte sich schlafen gelegt; ich und mein Bedienter waren Ausländer: sie durften also ihr empörtes Gefühl in Worte ausbrechen lassen; und das thaten sie denn mit vieler Redseligkeit.

So wie ich den Charakter dieser Menschen habe kennen lernen — offen, ehrgeitzig, schnell fühlend, leicht begreifend, rachsüchtig; dabei meistens schöne Männer, mit einem schönen Körperbau,

nau, die sich ihrer Kraft bewußt sind —: so kann das Betragen der Russen gegen sie unmöglich einen andern Eindruck hervorbringen; denn man behandelt sie gerade so, wie die verworfene Menschenrace der Finnen. Tatar! ist in jenen Gegenden eben so wohl ein Schimpfwort, wie Tschuchon *) an den Ufern der Ostsee. Man neckt diese Leute so hämisch als möglich. Begegnet einem reisenden Russen auf der Landstraße irgend ein Zufall, so fodert er die Hülfe des nächsten besten Tataren, als bloße Schuldigkeit, giebt ihm weder Lohn noch Dank dafür, ja spottet wohl noch dazu über Mahomet, und zwar in eben dem Augenblicke, da jener ihm willige Hülfe leistet, und er nur als ein müßiger Zuschauer dabei steht. Ich selbst bin Zeuge eines solchen Auftritts gewesen, wo ein Tatar sich von Alexander Schulkins geduldig hudeln ließ, bis dieser sich endlich sogar auf die ungezogenste Weise über Mahomet lustig machte, und dadurch bei jenem eine blasse, verbissene Wuth bewirkte.

Es war ein Tropfen Balsam in ihre Wunden, als ich ihnen erzählte, daß einige ihrer Mursas in Petersburg als wackre Männer in hohem Ansehen ständen. Ich nannte Derschawin, der als Dichter und Staatsdiener gleich berühmt ist, und rieth ihnen, sich an den zu wenden, wenn ihnen irgend eine Noth zustieße.

Mei-

*) Der eigene Name der Finnen, welcher aber in ein Schimpfwort ausgeartet ist.

Meine Erzählung machte ihnen viel Vergnügen, und mir ihr offnes, immer zutraulicher werdendes Benehmen nicht weniger; sie drängten sich am Ende so nahe um mich her, daß mir ihre Ausdünstungen beschwerlich wurden.

Endlich war mein Fuhrwerk fertig. Der Zimmermann ließ sich eine Kleinigkeit bezahlen; doch für die Bewirthung nahm man durchaus nichts. Wir schieden mit gegenseitigem herzlichen Wohlwollen von einander; und, ob ich gleich die verlorne Zeit bedauerte, so mußte ich mir doch gestehen, daß ich sie sehr angenehm zugebracht hatte.

Ich setzte nun meine Reise ohne weitern Zufall fort, und kam am 9ten, Morgens früh, auf die letzte Station vor Tobolsk. Hier hatte die Höhe der Frühlingsgewässer nur noch sehr wenig abgenommen, und ich mußte die letzten vier Meilen, wie bei meiner ersten Ankunft, in einem elenden Boote zurücklegen. Aber ich hatte herrliches, heiteres Wetter, gerade wie damals, und meine Empfindungen waren eben so heiter. Ich sah alle die bekannten Gegenstände mit ganz andern Augen wieder; meine Seele glich der Spiegelfläche, auf der ich sanft hinschwamm.

Um zehn Uhr Vormittags betrat ich das Ufer von Tobolsk. Obgleich der gute Becker mich in seine Wohnung eingeladen hatte, so war ich doch zweifelhaft, ob ich die Einladung annehmen sollte, da es, bei der überall herrschenden ängstlichen

und nothwendigen Vorsicht, dem Gouverneur vielleicht unangenehm seyn konnte.

Ich gieng also lieber gerade wieder nach meinem alten Quartiere, wo ich von dem Wirthe mit großer Freude empfangen, und in eben das Zimmer geführt wurde, welches während meiner Abwesenheit schon wieder ein andrer Unglücklicher bewohnt hatte. — Ich ließ dem Gouverneur durch den Dragoner meine Ankunft melden, und warf mich schnell in andre Kleidung, damit ich diesem bald folgen könnte.

Der nach mir gesandte Courier, Namens Carpov, wohnte in demselben Hause, war aber ausgegangen; ich mußte daher die sehnsuchtsvollen Fragen nach den Meinigen noch auf dem Herzen behalten, und eilte zu dem edlen Kuscheleff! Ich traf ihn, wie das erste Mal, im Garten. Er drückte mich herzlich an seine Brust; die Freude glänzte in seinen Augen.

Meine erste Frage war nach Frau und Kind. Ach! er wußte von nichts, suchte mich aber durch allerlei Scheingründe zu beruhigen. Er zeigte mir den mich betreffenden Ukas, der in wenigen Zeilen einen von dem General-Procureur geschriebenen Befehl enthielt: „den unter seiner Aufsicht gestandenen Kotzebue augenblicklich in Freiheit zu setzen, ihn nach Petersburg zu senden, und ihn, auf Kosten der Krone, mit Allem, was er brauchen und begehren werde, zu versehen.“ — Der

Cou-

Courier war noch überdies angewiesen, alle Kosten der Reise zu bezahlen.

Dieser Ordre zufolge, fragte mich nun der Gouverneur, was ich bedürfe. — Ich hatte noch einige hundert Rubel, und wollte daher Anfangs gar nichts nehmen: doch das konnte Trotz scheinen; und da der Kaiser nun einmal so wohlwollende Gesinnungen für mich geäußert hatte, so konnte er empfindlich darüber werden, wenn ich sein Anerbieten gleichsam verschmähte. Auf der andern Seite fürchtete ich aber, zu viel zu fodern; und ich wollte eben so wenig unverschämt als trotzig scheinen. Der Gouverneur fand meine Bemerkungen sehr richtig. Als ich ihn um seinen Rath ersuchte, meinte er: wenn ich dreihundert Rubel nähme, so würde ich die rechte Mittelstraße treffen. Dabei blieb es also, und ich hatte nun keinen andern Wunsch mehr, als den, in zwei Stunden abgefertigt zu werden. Der Gouverneur wollte mich durchaus noch einige Tage da behalten; als ich ihm aber ziemlich lebhaft antwortete, daß ich jede Stunde des Verzugs als meiner Frau gestohlen ansähe: gab er augenblicklich nach, wendete sich mit Rührung zu seiner Freundin, und übersetzte ihr, was ich gesagt hatte. Hierauf versprach er, meine Abreise zu beschleunigen, erbot sich auch, mir meinen Wagen zurück zu kaufen. Das Letztere schlug ich aus, und wollte lieber in einem unbequemen Kibitken reisen, weil

ich

ich nicht Lust hatte, mich alle Augenblicke wegen Reparaturen unterwegs aufzuhalten.

Indeß gieng es mit meiner Abfertigung doch nicht so schnell, als ich wünschte. Die Auszahlung der dreihundert Rubel — auf die ich gern Verzicht gethan hätte — erfoderte verschiedene Formalitäten: es mußte deshalb von der Regierung an den Kameralhof geschrieben werden. Dieser blieb nur bis zu Mittage versammelt; daher war es heute schon zu spät, und mit großem Widerwillen mußte ich mich nun entschließen, die Nacht in Tobolsk zuzubringen.

Ich aß bei dem Gouverneur, besuchte nachher meine Freunde Kiniäkoff, Becker, und den wackern Peterson, die mich alle mit ungeheuchelter Freude empfiengen, und gieng dann nach Hause, wo ich endlich meinen Courier antraf, der mir aber leider auch kein Wort von meiner Familie zu sagen wußte. Aus der ihm ertheilten Special-Instruction, welche er mir zu lesen gab, sah ich nun wohl, daß man von dem mir zugefügten Unrecht in Petersburg völlig überzeugt seyn müsse; denn es war ihm darin auf das angelegentlichste empfohlen, für mich auf der Reise Sorgfalt zu tragen, und mir Wsäkie Udowolstwie zu erzeigen; das heißt: Alles zu thun, was mir Vergnügen machen könne. Dazu hatte man nun aber eben nicht den rechten Mann gewählt; denn Herr Carpov war ein unerzogener, tölpischer junger Mensch, so bequem und faul wie

wie ein Schooßhund. Er bekümmerte sich um nichts; ihm war es ganz gleichgültig, ob wir schnell oder langsam fuhren. Auch hatte er gar nicht das, Leuten seiner Art sonst sehr eigne, Talent, die Posthalter, Postillione u. s. w. durch ein herrisches, insolentes Wesen, durch Schimpfen und Drohungen, anzuspornen. Das merkte man ihm überall sogleich ab, und seine nie zu erschütternde Indolenz stellte in der Folge meine Geduld auf harte Proben. Sonst war er ein recht guter Mensch, ein verdorbener Apothekerbursche, der vortrefflich hinter den Ofen taugte, um bei seiner Mama Butterbrod zu essen; es war ihm auch gar nicht recht, daß er sich in Tobolsk nicht noch ein Paar Wochen gütlich thun konnte. Dabei hatte er ein sehr begehrliches Gemüth: denn ich schenkte ihm bei unserer ersten Zusammenkunft hundert Rubel; und dies Geschenk schien noch unter seiner Erwartung zu seyn.

Den Rest des Tages wurde mein Zimmer nicht leer von glückwünschenden Bekannten und Unbekannten. Der Gouverneur selbst stattete mir einen Besuch ab, und Alle wetteiferten in herzlicher Höflichkeit.

Ich schlief diese Nacht zum ersten Male sanft und ruhig, und erwachte früh mit der frohen Hoffnung, um neun Uhr abzusegeln, wozu ich bereits eine Barke gedungen hatte; aber, leider, dauerte es noch bis gegen Abend, ehe wegen der unbedeutenden Summe von dreihundert Rubeln

alles

alles geschrieben, unterschrieben, und gesetzlich berichtigt wurde. Vielleicht darf ich das für ein Glück halten, so unangenehm es mir auch damals war: denn wir hatten den ganzen Tag die heftigsten Gewitter, die mir auf dem Wasser leicht hätten gefährlich werden können. Auch gewann ich noch einen andern Vortheil durch diese Verzögerung; ich hatte nämlich aus Gefälligkeit versprochen, den Sohn eines Deutschen Schneiders als Bedienten mit nach Petersburg zu nehmen; man verschwieg mir aber, daß dieser junge Mensch täglich mit epileptischen Zufällen behaftet war, und so würde ich einen sehr beschwerlichen Reisegefährten an ihm gehabt haben, wenn durch meinen längeren Aufenthalt die Krankheit sich nicht von selbst verrathen hätte.

Unfreiwillig verschmauste ich diesen Tag noch bei meinen Freunden. Es war schon Abend, als man endlich Alles in Richtigkeit gebracht hatte; doch ein sehr stürmisches Wetter und die hereinbrechende Nacht zwangen mich, noch einige Stunden aufzuopfern. Ich setzte meine Abreise um drei Uhr Morgens fest, und warf mich angekleidet auf das Bett.

Daß ich von Allen im Hause zuerst erwachte, oder vielmehr, daß ich so gut wie gar nicht schlief, wird man mir leicht glauben. Mit der ersten Morgenröthe sprang ich auf, und trieb meinen faulen Carpov aus dem Bette. Zwar hatte der Sturm eher zu- als abgenommen; doch

unmöglich konnte ich noch länger verweilen. Um vier Uhr standen wir am Ufer des Irtisch, und ich sah mit freudigem Taumel mein Fuhrwerk in den heftig schwankenden Kahn bringen. „Wird die Fahrt gefährlich seyn?“ fragte ich den Steuermann. — Ne ostchen apasno (nicht sehr gefährlich), gab er mir zur Antwort, die eben nicht sehr tröstlich war. Doch die Sehnsucht überwog bei weitem die Furcht, und — was auch meine Begleiter dagegen einwendeten — ich bestand auf der Abreise.

Mein Italiäner war mir bis an's Ufer gefolgt. Er nahm, dem Anscheine nach, gerührt von mir Abschied; doch wenn seine Rührung nicht erkünstelt war, so entsprang sie wohl nur aus der Vorstellung, daß er mich in Zukunft nicht mehr bestehlen könne: denn ob ich ihm gleich, außer dem versprochenen Lohn, noch ein sehr reichliches Geschenk gab, so fand ich doch einige Tage nachher, als ich meinen Mantelsack aufschnallte, daß er meine ohnehin sehr geringen Habseligkeiten christlich mit mir getheilt hatte; getheilt, im eigentlichsten Sinne des Wortes: denn von Allem vermißte ich gerade die Hälfte, und sogar ein Bettlaken hatte er mitten von einander getrennt. — Ich wünsche, daß er sanft darauf ruhen möge, und zweifle auch nicht an der Erfüllung dieses Wunsches; denn was man Gewissen zu nennen pflegt, das kannte sein starker Geist nicht.

End=

Endlich — endlich stießen wir vom Ufer! Mit wehmüthiger Freude sah ich den Raum zwischen mir und der Küste sich ausdehnen. Ich heftete meine Blicke fest auf die nach und nach schwindenden Häuser-Massen von Tobolsk, und würde ein Paar selige Stunden in sanfter stummer Empfindung verschwelgt haben, wenn nicht der wachsende Sturm, das entsetzliche Schwanken des Bootes, und das Wechselgeschrei zwischen Ruderern und Steuermann mich nur zu oft aus meinen süßen Träumereyen geweckt hätten.

So oft und so lange wir bloß auf übergetretenen Gewässern schifften, und uns so nahe als möglich an die Wälder hielten, so lange gieng es ziemlich gut; wenn wir aber weiter hinaus ins Freie kamen, oder gar die verschiedenen Krümmungen des Irtisch und Tobol durchkreuzen mußten: dann wuchs die Gefahr; das Boot schwankte fürchterlich; die Wellen schlugen häufig hinein; das Wasser mußte mit Hüten und Schalen schnell ausgeschöpft werden. Auf den Füßen stehen konnte man durchaus nicht, ohne es auf einen Fall über Bord ankommen zu lassen, und Einmal, als wir quer über den Tobol setzen wollten, und der Sturm uns in die Seite nahm, wäre das Boot bei einem Haar umgeschlagen. Erst am vorigen Tage hatte sich ein solches Unglück ereignet. Nur dadurch, daß wir uns Alle schnell auf die entgegenstehende Seite warfen, und so das Gleichge-

 wicht

wicht wieder herstellten, entgiengen wir der Gefahr noch glücklich.

Es gab aber auch wieder flache Stellen, wo das Gras durchschien, und die Barke auf dem Grunde sitzen blieb. Dann mußten die Ruderer sämmtlich bis an den halben Leib ins Wasser springen, um sie wieder flott zu machen, welches oft sehr langsam und nur mit großer Mühe von Statten gieng.

Endlich — nach einer Fahrt von mehr als sieben Stunden — gelangten wir glücklich an das jenseitige Ufer; und hiermit hatten wir auch alle Beschwerlichkeiten zu Wasser überstanden, denn alle die unzähligen Ueberfahrten über ausgetretene Ströme, die mir im Frühlinge die Hinreise so sehr erschwerten, waren jetzt nicht mehr vorhanden. Die finstere Tura, die schöne Kama, die majestätische Wolga, die schnelle Wiätka, kurz, alle Flüsse waren bereits in ihr Bett zurückgetreten, und schienen hülfreich einverstanden, mich schnell an mein erseufztes Ziel zu tragen.

Doch ehe ich noch Tiumen erreichte, drohte mir eine andere Gefahr; ich wurde nämlich krank, recht sehr krank. Die Ursache weis ich nicht; aber die Zufälle waren so, wie ich sie nie vorher gehabt hatte. Jede Erschütterung fühlte ich so schmerzhaft, daß ich genöthiget war, selbst auf dem ebensten Wege nur Schritt für Schritt fahren zu lassen. Außer einem Limonadenpulver hatte ich gar keine Arznei bei mir. Zwar wollte

der gute Peterson in Tobolsk mich damit versorgen; ich hielt es aber für unmöglich, auf einer so fröhlichen Reise krank zu werden, und vernachlässigte alle Vorsicht. Auch hätte ich nicht gewußt, was ich einnehmen sollte, da ich diese Art von Krankheit nie gehabt hatte. Ich litt also geduldig, und quälte mich mit dem Gedanken, vielleicht, so nahe am Ziele, dennoch meine Familie nicht wieder zu sehen.

So schleppte man mich bis Tiumen, wo wir Nachmittags ankamen. Mein Courier rieth mir, hier liegen zu bleiben und mich zu pflegen; ich widersetzte mich aber dem ernstlich. Welche Bequemlichkeit oder Pflege konnte ich auch dort erwarten? Sollte ich mich einem unwissenden Chirurgus anvertrauen? denn ein Arzt war da nicht. Ich beschloß, lieber auf gut Glück weiter zu fahren. War ich doch der Sibirischen Grenze nun so nahe! Wenigstens wollte ich jenseits sterben!

Wir fuhren also weiter; doch mein Zustand verschlimmerte sich in Kurzem so sehr, daß ich auf der zweiten Station die Bewegung nicht mehr aushalten konnte, und in einem elenden Dorfe liegen bleiben mußte. Es war Abend. Ich ließ mir, so gut es gehen wollte, ein Lager in meinem Kibitken bereiten, und versuchte, ob ich schlafen könnte. Dieser Versuch mißlang gänzlich; dagegen ermannte sich die Natur in dieser Nacht. Zwar bedurfte sie dazu einer sehr schmerzlichen Gewalt; aber dieser Krisis verdanke ich vielleicht

die Gesundheit, die ich während des folgenden Winters in einem reicheren Maße genoß, als vorher seit zwölf Jahren.

Ich setzte am folgenden Morgen, freilich noch sehr schwach, aber doch in einem merklich besseren Zustande, meine Reise fort, und kam um zehn Uhr Vormittags an den Tobolskischen Grenzpfahl, mitten im Walde, den ich auf meiner Hinreise mit so fürchterlicher Beklemmung betrachtet hatte.

Als wir damals Moskau verließen, war es mir vergönnt, mich mit einigen Bouteillen Wein zur Erquickung zu versorgen. Ich kaufte Burgunder. Da aber in Moskau die Bouteille vier Rubel kostete, so erlaubte meine Kasse mir nicht mehr als drei Bouteillen mitzunehmen, die ich mir für kranke Tage aufsparte. Fast zwei derselben waren geleeret, als ich in Tobolsk ankam. Die dritte begleitete mich nach Kurgan; ich verwahrte sie als einen Schatz, und bestimmte sie, an dem Tage, an welchem meine Frau zu mir kommen würde, das Freudenfest zu verherrlichen. Jetzt aber — im Angesicht des Sibirischen Grenzpfahls — zog ich sie hervor. Mit einem Korkzieher, den meine gute Mutter mir am letzten Weihnachtsfeste schenkte, und der mir bis heute ungebraucht in meinem Kasten gelegen hatte, öffnete ich sie; jubelnd trank ich daraus in langen Zügen, indem mir zugleich die Thränen über die Wangen rollten. Der Courier und der Postillion

mußten mittrinken; die leere Flasche zerschlug ich gegen den Pfahl, und mit leichter Brust, als sey nun Alles überstanden, fuhr ich singend weiter.

Je mehr ich ständlich an Gesundheit und frohem Muthe gewann, je stärker wurde meine Begierde die Reise zu beschleunigen. Aber zwei Hindernisse erschwerten die Eil. Das erste war mein gebrechliches Kibitken. Ich hatte es alt gekauft, und nun, die Hin- und Herreise von und nach Kurgan mitgerechnet, bereits fast zweihundert Deutsche Meilen damit zurückgelegt. Es wurde von Stunde zu Stunde knarrender und wackelnder; Alles verkündigte seine baldige Auflösung. Wohl schon ein Dutzendmal hatte ich anhalten müssen, um bald dies bald jenes daran flicken zu lassen; ich sah den Augenblick herannahen, wo ich auf der Landstraße liegen bleiben würde, und entschloß mich daher kurz und gut, das gebrechliche Fuhrwerk auf der nächsten Station zurückzulassen, und meinen Weg lieber in einem Postkibitken fortzusetzen. Freilich ist ein solches Postkibitken das elendeste, unbequemste Fuhrwerk, selten einmal bedeckt gegen ungestüme Witterung, auch zu kurz, als daß man die Beine darinn ausstrecken könnte, und auf jeder Station wird es gewechselt, auf jeder das Gepäck hin und her geworfen. Vergebens hat sich der Reisende in kühlen Nächten in die Bette verkrochen: kaum ist es ihm gelungen, sich zu erwärmen, so muß er heraus, das Wetter sey, welches es wolle; wenn es regnet, so wer-

den seine Paar Küssen durch und durch naß; er muß sich wieder darauf legen, und sie mit seinem Körper trocknen. Wahrlich, es gehört viel Abhärtung dazu, eine lange Reise auf diese Art gesund zu vollbringen.

Das Alles stellte mein Courier mir bündig vor. Er selbst litt zu sehr bei der Veränderung, um nicht seine ganze Beredtsamkeit aufzubieten. Aber ich hatte berechnet, daß ich vielleicht einen ganzen Tag, und mehr, dabei gewinnen könne, und daß ich also meine Familie einen ganzen Tag früher wieder sehen würde. Die Möglichkeit, daß meine gute Christel krank, vielleicht gefährlich krank sey, daß meine Ankunft wohlthätig auf sie wirken, daß ihr Leben an einer einzigen Stunde früher oder später hangen könne, überwog alle Bedenklichkeiten. Ich erkundigte mich auf der nächsten Station nach dem ärmsten Manne im Dorfe; ihm schenkte ich mein Fuhrwerk, und räumte so das erste Hinderniß aus dem Wege.

Das zweite war schwerer wegzuschaffen: denn — wie sollte ich meinem faulen Carpov Leben und Thätigkeit einhauchen? — Da half weder Spott noch Zorn, da halfen weder Geschenke noch Drohungen; seine Indolenz war unüberwindlich. Immer gähnte, immer schlief er; kommst du heute nicht, so kommst du morgen. Man hätte zu meiner Qual keinen faulern Tölpel wählen können, als diesen, der mich oft zur Verzweiflung brachte.

In dieser Noth erschien endlich, mir zum Trost, ein anderer Courier, Namens Wassili Sukin. Auch er war über Hals und Kopf, aus dem Vorzimmer des Kaisers, nach Tobolsk geschickt worden, um einen Kaufmann zu befreien, den vor acht Jahren der allgewaltige Fürst Potemkin dahin geschickt hatte. Dieser Mann saß in Pelim, wenn ich nicht irre, noch tausend Werste weiter, und als ich Tobolsk verließ, wartete Sukin noch immer auf seine Ankunft. Er kam endlich erst einige Tage nach meiner Abreise. Seine Füße waren geschwollen und mit Wunden bedeckt; aber auch ihm ließ die Ungeduld nicht zu, die Heilung abzuwarten: er reiste, und — Dank sey es meinem faulen Carpov! — schon unweit Ekaterinaburg holte er mich ein.

Von nun an gieng es schneller und besser: denn Wassili Sukin war ein flinker, freundlicher junger Mann, dem Alles rasch von Statten gieng, der willig und dienstfertig überall den Vorspann besorgte, im Nothfalle selbst die Peitsche zur Hand nahm, und bei Menschen und Vieh die Faulheit kräftig austrieb. Jetzt hatte mein Carpov weiter nichts zu thun, als hinter ihm her zu fahren. Doch auch so blieb er oft ganz zurück, und meistentheils kamen wir eine Viertelstunde später an Ort und Stelle. Aber dann fanden wir auch die Pferde bereits angeschirrt, und es gieng lustig vorwärts. Wahrlich, ohne diesen muntern Su-

kin wäre ich acht Tage später in Petersburg eingetroffen.

Noch ein Wort von dem Russischen Kaufmann, den er begleitete. Er war vormals Kron-Podrädschick gewesen (so heißen diejenigen, welche Lieferungen oder Baue gegen eine gewisse bestimmte Summe übernehmen) — und hatte ein großes Vermögen, ein Haus in Petersburg und ein andres in Moskau besessen. Da man ihn mit einigen ansehnlichen Bezahlungen sehr lange hinhielt, und ihm allerlei Chikanen machte, bei welchen Potemkin selbst mit im Spiele war; so erlaubte er sich einige lebhafte Aeußungen in dem Vorzimmer des Fürsten, und wurde auf der Stelle nach Sibirien transportirt, nachdem man ihm vorher Alles, sogar seinen Pelz, geraubt hatte. Dort in dem fernen Pelim, wo er sein Brod als der gemeinste Knecht kümmerlich verdienen mußte, wurde er vergessen; ja, er wollte sogar wissen, daß man ihn einmal als todt rapportirt habe. Um so größer war sein Erstaunen und sein Entzücken, als plötzlich der Bote der Freiheit anlangte. Wie das zugieng? wie und durch wen der Kaiser an ihn erinnert worden war? das konnte er sich nicht erklären. Auch er hatte Frau und Kind ohne Abschied verlassen; und weder von diesen, noch von seinem Vermögen war ihm seit acht Jahren das geringste zu Ohren gekommen. Man denke sich seine Sehnsucht! Er war schwach und krank; auf jeder Station mußte er sich seine Füße verbinden:

aber

aber nie gieng es ihm rasch genug, und er ließ sich keinen Augenblick der Verzögerung zu Schulden kommen.

Am 15ten Julius kamen wir nach Ekaterinaburg, und genossen einige Erquickung. Dort kaufte ich auch mehrere Sibirische edle Steine, die in der dasigen Steinschleiferei geschliffen worden, und sehr wohlfeil waren. Ich bestimmte sie zu zwei Halsbändern für meine Töchter, und für meine Erben auf Kindeskind, daß sie sich der unglücklichsten Begebenheit in dem Leben ihres Vaters dabei erinnern sollen.

In Kungur, einer sehr schlecht gepflasterten Stadt, durch welche wir einige Tage nachher kamen, hätte ich fast mein Leben eingebüßt. Wir fuhren in vollem Galopp eine Anhöhe hinunter. Plötzlich brach mir die Achse, das Kibitken schlug um, die Pferde rannten fort, und mein Kopf schleifte auf den Steinen. Der Hut schützte mich zwar einige Augenblicke; wäre aber nicht glücklicher Weise gerade Markttag in Kungur gewesen, und hätten die vereinigten Kräfte der zahlreich versammelten Bauern die scheu gewordenen Pferde nicht aufgehalten: so würde ich verloren gewesen seyn. Nur noch fünfzig Schritt weiter, und meine Hirnschale mußte zertrümmern. Jetzt kam ich mit einigen starken Contusionen davon. Der Postillion war mehr als ich beschädigt, und blutete heftig; mein fauler Carpov aber, der zu seinem Glücke nur mit heraus hangenden Beinen

nen auf dem Kibitken gesessen hatte, war sogleich heruntergefallen, und lag sanft im Kothe.

Am 18ten kamen wir nach Perm, wo ich wieder bei dem ehrlichen Uhrmacher Rosenberg einkehrte, und auf demselben Sofa sanft ruhte, auf welchem ich mich zwei Monate vorher verzweifelnd gewälzt hatte.

Der Weg von Perm nach Kasan wurde ohne Zufall zurückgelegt, und meine hoffnungsvolle Heiterkeit nur dann und wann durch den Anblick von Verwiesenen unterbrochen, die mir häufig begegneten. Einige fuhren, wie ich vormals, im Wagen und Chaisen; andere in unbedeckten Kibitken; die meisten giengen zu Fuß, zwei und zwei mit Ketten an einander geschlossen, und von bewaffneten Bauern begleitet: (so werden sie nämlich von Dorf zu Dorf transportirt, und die Wache in jedem Dorfe abgelöst.) Noch andere trugen um den Hals eine hölzerne Gabel, deren dicker Stiel ihnen über die Brust herab bis auf die Kniee hieng; und in dem Stiele waren zwei Löcher angebracht, durch welche man ihre Hände gezwängt hatte. Ihr Anblick war fürchterlich. Alle diese Fußgänger baten kläglich um ein Almosen; und ach! wie gern gab ich, — der Befreite! ich, der ich den Armen meiner Familie entgegen eilte! — wie gern gab ich, was ich hatte!

Auch lange Züge von Kolonisten begegneten mir. — Sie waren dazu bestimmt, die neue Stadt zu bevölkern, welche, auf des Kaisers

Be=

fehl, an der Grenze von China angelegt wird. Die erwachsenen Personen giengen zu Fuß; die Kinder, klein und groß, sahen aus den Fuhrwerken zwischen Kisten und Kasten, zwischen Hühnern und Hunden hervor. Ich kann nicht sagen, daß ich fröhliche Gesichter unter diesen Kolonisten bemerkt hätte.

Am 22sten Julius war ich Mittags in Kasan, und wohnte dies Mal in einem sehr schönen, zu öffentlichen Lustbarkeiten bestimmten Hause, bei einer sanften, gefälligen Wirthin; unterließ aber auch nicht, meinen ehrlichen Justifei Timofeitsch in seiner Tarakanen-Wohnung aufzusuchen, und ihm für die erwiesene Gastfreundschaft nochmals zu danken.

Was mich besonders bewog, diesen Tag in Kasan zu verweilen, war eine leibliche Cousine meiner Frau, welche daselbst verheirathet ist. Ich wußte, daß sie mit ihrer Familie in Esthland correspondirte; bei ihr hoffte ich also die Sehnsucht meines Herzens zu stillen, und Nachricht von meiner Christel zu erhalten. Mit Zittern betrat ich ihr Haus, und wurde sehr liebreich empfangen; aber ach! — auch hier kein Trost! sie wußte nichts, gar nichts von meiner Familie! — Zwar hatte ihr erst vor Kurzem einer ihrer Brüder geschrieben, und ihr mehrere unbedeutende Familien-Nachrichten mitgetheilt, z. B. daß die Schwester meiner Frau, die Baronin Dellingshausen, nach Deutschland reisen werde; aber

von

von meiner guten Christel nicht eine Sylbe! — Hätte der unfreundliche Mann gewußt, welche bittere Empfindung er mir durch dieses Schweigen verursachte: er würde seine übertriebene Bedenklichkeit besiegt, und wenigstens mit einigen, für Fremde nichts bedeutenden Worten, ganz ohne Erwähnung meines damals verhaßten Namens, gesagt haben: „unsere Cousine Christel ist da oder dort; so oder so geht es ihr.“ — Indessen schöpfte ich doch Eine Hoffnung aus seinem Briefe: todt, dachte ich, kann sie nicht seyn: denn das würde er doch geschrieben haben.

Meine Aufnahme in Kasan überraschte mich höchst angenehm. Bekannte und Unbekannte, Deutsche, Franzosen und Russen, drängten sich mit freundlicher Neubegier zu mir, und alle wetteiferten, mir ihr Wohlwollen zu bezeigen. Sie hatten vor zwei Monaten etwas von meiner Durchreise gehört, und sich viele Mühe gegeben, mein damaliges Nachtquartier zu erfahren; aber vergebens! mein wackerer Hofrath hatte seine Maßregeln zu gut genommen.

Kasan ist eine große, volkreiche, gut gebaute, freundliche Stadt. Der Kaufhof giebt an Größe und Menge der Waaren denen in Moskau und Petersburg wenig nach. Die alte Burg der Tatarischen Chans, welche von Iwan Wassilewitsch zerstört wurde, gewährt auf ihrem Felsen einen herrlichen mahlerischen Anblick. Ihr Umfang ist sehr groß, und ihre Ruinen sind in eine

Woh-

Wohnung für den jetzigen Commendanten umgeschaffen worden.

Es herrscht in Kasan unter den Ausländern viel Geselligkeit und ein angenehmer, humaner Ton. Wenn ich mir einen Aufenthalt im Innern von Rußland wählen müßte, so wäre es vorzugsweise diese Stadt.

Als ich abreiste, begleiteten mich ein halbes Dutzend Wagen und Droschken *) bis an die Ufer der Wolga, deren Gewässer jetzt nicht mehr (wie bey meiner Hinreise) die Mauern der Stadt bespühlten, sondern sich in ihr Bett, sieben Werste von da, zurückgezogen hatten. — In Kasan kaufte ich mir endlich wieder ein eigenes Kibitken, und setzte nun meinen Weg mit mehr Bequemlichkeit fort.

Jenseits der Wolga zeigte mir mein Carpov die Stelle, wo er den zurückkehrenden Hofrath mit Schülkins angetroffen, und sie, zu ihrem höchsten Erstaunen, von dem Zwecke seiner Reise unterrichtet hatte. Der Herr Hofrath äußerte sein Bedauern, daß er diese Wendung der Sache nicht früher gewußt habe. Vermuthlich entsprang dieses Bedauern aus einer eben nicht sehr reinen Quelle. — Zwischen Kasan und Nischni-Nowogorod sah ich zu beiden Seiten des Weges so oft um Feuer gelagerte, bewaffnete Gruppen von Men-

*) Eine Art von Fuhrwerk. Es besteht in einer unbedeckten, oft auch gepolsterten, Bank, die auf vier Rädern ruhet.

Menschen, daß ich endlich neugierig wurde, ihre Bestimmung zu wissen. Die Erklärung lautete eben nicht tröstlich. Es waren Leute, die wegen häufig hier vorgefallenen Räubereien Wache hielten. Ein berühmter Jahrmarkt in einer nahen Stadt Makariew *) lockte die Straßenräuber jetzt besonders in diese Gegend. Mir ist glücklicher Weise nichts Verdächtiges aufgestoßen. — Wenn man in jenen Gegenden zum ersten Mal der Post begegnet, so sollte man die Wege für weit sicherer halten, als sie wirklich sind. Man sieht nämlich das Kibitken, auf welchem der Post-Courier liegt, jederzeit von vier bis fünf mit Flinten und Säbeln bewaffneten Bauern umgeben, die zuweilen kaum schnell genug folgen können. Diese Vorsicht gründet sich aber bloß auf einen Befehl Kaiser Pauls, kraft dessen im Falle, daß die Post beraubt wird, der Gouverneur, in dessen Gouvernement es geschehen ist, für allen Schaden haften muß. Natürlicher Weise nehmen nun die Herren Gouverneurs, besonders in jenen wüsten Gegenden, alle nur mögliche Vorsichtsmaßregeln; aber dennoch scheint der Befehl mir hart: denn in einem Lande, wo unermeßliche Wälder den Räubern eine sichere Zuflucht geben, welches Menschen Kraft kann da jedes Unglück verhüten?

Als ich mich Nischni-Nowogorod näherte, wurden meine Augen durch einen Gegenstand entzückt,

*) Büsching macht diese Stadt ganz irrig zu einem bloßen Kloster.

zückt, dessen Anblick ich seit langer Zeit entbehrt hatte; es waren die ersten Kirschenbäume, und die ersten Bienenstöcke. Es ist bekannt, daß in ganz Sibirien — ich weiß nicht, warum — keine Biene, so wie kein Krebs gefunden wird. Eben so wenig giebt es dort Obstbäume, und ich kann daher nicht beschreiben, welchen fröhlichen Eindruck der Anblick meiner alten Bekannten auf mich machte. Nun war ich wieder in Europa! und, wie es mir vorkam, meiner Heimath schon nahe!

Von dieser Täuschung ergriffen, wollte ich mir in Nischni, da es eben Mittag war, in einem Wirthshause eine gute Mahlzeit bereiten lassen; aber da war kein andres Wirthshaus, als elende Russische Kabacken. Ich hielt also vor dem Posthause, und machte Anstalten, ein Stück Brod mit Käse in meinem Kibitken zu verzehren, indessen Sukin hinein gieng, das schnelle Umspannen zu befördern. Durch ihn erfuhr man im Hause, wer ich sey; und gleich darauf kam ein Bedienter, der mich im Namen der Frau Postdirktorin sehr höflich zum Essen einlud. Mein langer Bart, mein verworrenes Haar und mein zerrissener Schlafrock liehen mir eine sehr gültige Entschuldigung, die Einladung auszuschlagen; sie wurde aber dringend und mit dem Zusatz wiederholt: daß ich ganz allein in einem Zimmer essen solle, und daß sich Niemand vor mir sehen lassen werde.

Ich konnte dieser Höflichkeit nicht länger widerstehen, zumal, da auch mein seit mehreren Tagen wenig versorgter Magen mich antrieb. So stieg ich denn aus, und erschien beinahe in der Gestalt des armen Tom in Shakespear's Lear. Man führte mich in ein elegantes Zimmer, wo man einen kleinen Tisch für Eine Person servirte, und wo ich wirklich einige Augenblicke allein blieb. Doch plötzlich trat eine junge blühende Dame herein, die Frau vom Hause, die mich deutsch anredete, und sich mit ihrem Verlangen, meine Bekanntschaft zu machen, entschuldigte.

So ein großer Freund des schönen Geschlechts ich auch bin, so setzte mich doch die Erscheinung meiner Wohlthäterin in nicht geringe Verlegenheit. Ich stand ihr gegenüber wie ein Cyniker der Aspasia; ihre holde Freundlichkeit konnte meine Verwirrung nicht besiegen, wenn mein Blick auf den zerlumpten Schlafrock, oder gar in einen Spiegel fiel. Was wurde aber vollends aus mir, als sich nach und nach das ganze Zimmer mit Damen und Herren, Russen und Deutschen, vom ersten Range füllte, die sich alle höflich zu mir drängten, in derer Mitte ich ganz allein, wie ein König von Spanien, essen mußte, die mich bald durch herzliche Theilnahme rührten, bald durch schmeichelndes Lob verwirrten, und endlich gar den ersten Band meiner neuen Schauspiele herbeiholten, um die Aehnlichkeit des davor befind-

findlichen Bildnisses an dem langbärtigen Original zu erproben!

So reichliche Nahrung auch mein Körper und meine Eitelkeit hier zugleich bekamen, so gestehe ich doch gern, daß ich dieses Genußes erst recht froh wurde, als ich wieder in meinem Kibitken saß. Dann aber — warum soll ich es leugnen! — gewährte es mir eine angenehme schmeichelnde Erinnerung, noch an den Grenzen von Asien, und selbst in diesem, dem Rufe nach so unwirthbaren Welttheile, Freunde meiner Muse gefunden zu haben, die mir in bedrängten Stunden meines Lebens willig Trost und Hülfe entgegen brachten, weil sie in mir einen alten Bekannten sahen, den sie schon lange lieb gewonnen hatten. O, dieser Lohn ist warlich mehr werth, als ein Journal-Lob, das heut zu Tage — möchte ich beinahe behaupten — an lebende Dichter nie anders als aus trüben Quellen gespendet wird.

Nur noch Einmal drohte mir auf der Straße nach Moskau wahrscheinlich eine Gefahr, der ich durch meine Wachsamkeit entgangen bin. Bereits vier Nächte hatte ich der Ruhe entbehrt, und beschloß daher eines Abends, weil es überdies stark regnete, bis zum Anbruch des Tages in einem Dorfe zu verweilen. Ich gab gemessenen Befehl, die Pferde um vier Uhr Morgens vorzuspannen, und mich dann sogleich zu wecken. — Geweckt wurde ich wirklich; es kam mir auch bei einem

Blicke nach dem Fenster so vor, als bräche der Tag schon an, und ich warf mich nun schnell in das Kibitken. Wassili Sukin fuhr mit seinem Kaufmann in einem Postkibitken vor uns her; das seinige führte ein Knabe, das meinige ein schwarzbärtiger, wild um sich schauender Kerl.

Schon dicht vor dem Dorfe bemerkte ich, daß die Helle, welche ich für den Anbruch des Tages gehalten hatte, nur Mondlicht war. Ich zog meine Uhr hervor, und sieh! es war erst Eins. Das fiel mir auf. Die Russischen Postillione kommen, so wie alle in Europa, lieber zu spät als zu früh; wie gieng es dann nun zu, daß man mich drei Stunden vor der bestimmten Zeit weiter zu fahren nöthigte? — Ich beschloß sogleich, nicht zu schlafen; und da ich, so lange ich mit dem andern Kibitken beisammen blieb, nichts befürchtete, so trieb ich den Kerl fleißig an, nicht zurückzubleiben, was er unter mancherlei Vorwand sehr oft versuchte.

Mein Carpov war gleich Anfangs, seiner löblichen Gewohnheit gemäß, fest eingeschlafen; und so lange ich meiner Sache nicht gewiß zu seyn glaubte, wollte ich ihn nicht wecken. Der Postillion sah sich sehr oft nach ihm, und dann wieder nach mir um. Ich sah ihm jedes Mal starr ins Gesicht, um ihm meine Wachsamkeit zu zeigen. Endlich aber kam ich auf den Einfall, zu versuchen, was wohl daraus entstehen würde, wenn auch ich schliefe, um darnach meine weitern

Maß=

Maßregeln zu nehmen. Ich schloß die Augen, blinzelte aber natürlicher Weise so viel als nöthig war, um jede verdächtige Bewegung unseres Fuhrmanns auszuspähen. Dies schien mir jetzt höchst nöthig; ich hatte nämlich (als er das erste Mal abstieg, um einen morschen, alle Augenblicke reißenden Strick wieder anzuknüpfen) ein langes Messer bemerkt, welches in einer Scheide an seinem Gürtel hing. Wir hingegen waren gänzlich unbewaffnet, und mit zwei schnellen Stößen rückwärts, konnte er, ohne seinen Sitz zu verlassen, uns Beide schlafend in die andre Welt befördern.

Kaum hatte ich angefangen den Schlummernden zu spielen, als er sich oft und lange nach mir umsah, und mir gleichsam prüfend in's Gesicht schaute. Durch meine Wachsamkeit, mein Schimpfen und Fluchen in Furcht gesetzt, war er bis jetzt immer dicht hinter dem vordern Kibitken geblieben; nun aber fieng er wieder an langsamer zu fahren. Um ihn von seiner bösen Absicht zu überführen, wollte ich jenes einen kleinen Vorsprung gewinnen lassen, als von ungefähr der Knabe, der es fuhr, anhalten mußte, was bei dem elenden Geschirre der Russen sehr oft zu geschehen pflegt.

Auch wir hielten nun. Unser Postillion stieg ab, und stellte sich, als müßte er die Glocke an dem Krummholze fest binden; ich sah aber, da jetzt der Tag bereits angebrochen war, sehr deutlich, daß sie so fest als möglich saß, und daß er

 sich

sich nur vor dem Pferde etwas zu thun machte, um nach mir zu schielen.

Als er glaubte, daß ich fest genug schliefe, rief er mit leiser Stimme den Knaben, und fragte ihn etwas, das ich nicht verstehen konnte. Aus der Antwort errieth ich aber leicht, daß er wissen wollte, was die beiden Passagiers im ersten Kibitken machten; denn der Knabe antwortete laut genug: spit (sie schlafen).

Nun entspann sich zwischen beiden ein langes leises Gespräch, bei dem mir nicht wohl zu Muthe wurde. Ich unterbrach es endlich auf einmal mit einem kräftigen Fluche, und gab meinem Postillion gradezu auf den Kopf Schuld, er sey ein Spitzbube! — Er betheuerte seine Unschuld; ich behauptete aber dreist, Alles, was er gesprochen, verstanden zu haben; prahlte mit der Wichtigkeit unserer Depeschen; drohte ihm mit einer Pistole, (die ich gar nicht hatte); rüttelte meinen Courier aus dem Schlafe, und unterrichtete ihn von dem muthmaßlichen Anschlage; sprang dann aus dem Kibitken, und weckte auch Sukin und den Kaufmann. Alle wurden munter, und die einsame waldige Gegend gab meinen Worten noch mehr Nachdruck; der Postillion setzte sich, in den Bart murmelnd, wieder auf, und fuhr, ohne weiter um sich zu blicken, davon.

Kaum eine Werst von da, etwa auf dem halben Wege, standen zwei Kerl, die uns zu erwarten schienen; denn ich erblickte sie schon in

einer

einer großen Entfernung. Unser Postillion trieb sobald er sie gewahr wurde, großen Lärm mit seinen Pferden, vermuthlich um ihnen anzudeuten daß wir wachten. Wir fuhren also rasch an ihren verdächtigen Physiognomieen vorüber; sie sahen uns neugierig an, wagten aber nichts, und wir kamen glücklich an Ort und Stelle.

Ich bin noch jetzt überzeugt, daß ein Mord- oder wenigstens Raub-Anschlag, vorzüglich gegen mich, geschmiedet war. Alles erklärt sich sehr natürlich. Der Kaufmann fuhr in einem offenen Post-Kibitken; beim Umpacken hatte man seine geringen Habseligkeiten gesehen, die niemanden eben reitzen konnten. In meinem Kasanischen Kibitken hingegen konnten Schätze seyn; auch hatte ich Abends meinen Reisekasten geöffnet, der eine silberne Kaffeekanne und verschiedene andere Kleinigkeiten von Silber enthielt. Ferner bedurfte es keiner tiefen Menschenkenntniß, um meinen Carpov in der ersten Viertelstunde als einen dummen Jungen kennen zu lernen, mit dem leicht fertig zu werden sey. Die Absicht war also vermuthlich, Sukin und den Kaufmann rasch voraus fahren zu lassen, mit mir aber immer weiter und weiter zurückzubleiben, bis man mich zu der Stelle gebracht haben würde, wo die vorausgeschickten Kerl unser warteten. Dort hätte man uns nach Wohlgefallen beraubt, oder gar todtgeschlagen, und der Postillion würde noch obendrein seine Unschuld haben betheuern können. Was mich noch

mehr in dieser Vermuthung bestärkt, ist der Umstand, daß der Postillion Anfangs immer über seine schlechten Pferde klagte, die nicht aus der Stelle wollten; auf der zweyten Hälfte des Weges aber, als ihm nichts mehr daran lag, sie zurück zu halten, liefen sie offenbar weit besser, als die Pferde des Knaben.

So war ich denn der letzten Gefahr, welche mir auf meinem langen, einsamen Wege drohte, glücklich entronnen, und am 28sten Julius Mittags breitete sich das unermeßliche Moskau vor meinen Blicken aus.

Lange stand ich auf einer Anhöhe, es zu betrachten. Voll froher Hoffnung, hier endlich etwas von meiner Familie zu erfahren, fuhr ich hinein, durchkreuzte die zahllosen Straßen, und kehrte in dem Gasthofe einer alten freundlichen Französin ein, der ich durch Herrn Becker empfohlen war. Hier that ich mir einige Stunden gütlich, so lange es mir meine Ungeduld erlaubte. Kaum hatte ich mich aber ein wenig erholt, und meine Gestalt durch Kamm und Scheermesser der menschlichen wieder näher gebracht, als ich auch schon ausgieng, den Buchhändler Herrn Franz Courtener aufzusuchen, der mir, gleichfalls durch Becker, als ein sehr wackerer Mann gerühmt worden war. So fand ich ihn denn auch, und in seinem Hause die gastfreiste Aufnahme.

Mein erstes Wort war natürlich wieder meine Frau; und, sieh da! er erinnerte sich gehört zu

ha=

haben, daß der Kaiser sie nach Petersburg eingeladen, und sie dort wirklich auf das gnädigste empfangen habe. — Aengstlich fragte ich: wo gehört? von wem? — Daran konnte er sich, leider, nicht mehr erinnern.

Mit ihm besuchte ich den, durch seine Briefe eines reisenden Russen auch in Deutschland bekannten, liebenswürdigen Schriftsteller Karamsin, der mich herzlich aufnahm, und dem das erwähnte Gerücht gleichfalls zu Ohren gekommen war. Aber auch er wußte nicht mehr, wie oder wo. Indessen versprachen mir Beide, sich näher danach zu erkundigen.

Man denke sich übrigens den angenehmen Eindruck, denn die ersten Stunden des Lebens und Webens unter Schriftstellern und Buchhändlern auf einen Menschen machen mußten, dem seit vier Monaten kaum ein Buch zu Gesicht gekommen war! — In Herrn Karamsins Zimmern hieng eine Sammlung von Bildnissen Deutscher Gelehrten; und mit ihm selbst sprach ich von Wieland und Schiller, von Herder und Göthe, von meiner lieben Vaterstadt, wo es ihm gefallen hatte.

Ich blieb in Moskau bis zum folgenden Abend, ruhete aus, besah einige Merkwürdigkeiten, schmeichelte mir aber vergebens mit der Hoffnung, nähere Nachrichten von meiner Familie einzuziehen, und hielt daher, was ich gehört hat-

te, für ein leeres, ohnehin unwahrscheinliches Gerücht.

In Twer hätte ich gern den General Mertens besucht, um mich heute mit ihm jenes trüben Tages auf der Wolga zu freuen; aber er bereiste gerade sein neues Gouvernement.

In Wischnei Wolotschok beschloß ich, da ich nur noch 432 Werste (etwa 62 Deutsche Meilen) von Petersburg entfernt war, mich von dem flinken Wassili Sukin zu trennen, und ihn — der bloß aus Gefälligkeit mich nicht verlassen hatte, um mich nicht der Faulheit meines Carpov ganz Preis zu geben — jetzt eilig vorauszuschicken, um meine Frau, im Fall daß sie wirklich in Petersburg wäre, von meiner nahen Ankunft zu benachrichtigen. Ich schrieb deshalb einen Zettel, worinn ich sie ersuchte, mir bis auf die erste Station entgegen zu kommen. Zugleich gab ich ihm die Adresse meines seit vier und zwanzig Jahren unveränderten, redlichen Freundes Graumann, der ihm gewiß würde sagen können, ob sie da sey, und wo sie wohne.

Von meinen heißen Wünschen begleitet, fuhr er davon, und ich berechnete, daß er wohl vier und zwanzig Stunden vor mir in Petersburg eintreffen könne. Es schien denn aber doch, als ob ich durch das Zutrauen auf Sukins Schnelligkeit den Ehrgeitz meines Carpov geweckt hätte. Er war munterer und thätiger als bisher. Wir passirten das durch den hanseatischen Bund

be=

berühmt gewordene Nowogorod, ohne uns aufzuhalten, und überall, wohin wir kamen, war Sukin nur wenige Stunden vor uns abgereist.

Endlich, auf der vorletzten Station, hatte der Eilige sogar seinen Courir-Paß vergessen, ohne welchen er durchaus nicht in Petersburg eingelassen werden konnte. Wir nahmen den Paß mit, und fanden ihn auf der letzten Post uns ängstlich erwartend. Es war Nachmittags ungefähr um vier Uhr. Wir brachten unsern Anzug in Eil ein wenig in Ordnung, und mit klopfendem Herzen bestieg ich zum letzten Male mein Kibitken.

In Zarskoselo, einem Kaiserlichen Lustschlosse, wurden wir drei- oder viermal durch Pikets angehalten, derer Weitläuftigkeit mir manchen Seufzer auspreßte. Aber meine Geduld sollte auf noch härtere Proben gestellt werden; denn ach! gerade an diesem Tage waren eine Menge Truppen nach Gatschina, dem Lieblingsaufenthalte Kaiser Pauls des Ersten, zu der bevorstehenden Revüe beordert, und ich begegnete, kaum noch zwölf Werste von Petersburg entfernt, sechs marschirenden Regimentern mit Ammunitions-Karren, Krankenwagen u. s. w., durch welche es unmöglich war, sich einen Weg zu bahnen. Wir mußten also länger als eine Stunde halten. Man denke sich meine Verzweiflung! —

Ueberdies hätte ich mir leicht hier wieder einen schlimmen Handel zuziehen können. Der

Groß-

Großfürst Alexander ritt nämlich an der Spitze der Truppen. Ich kannte ihn nicht; und hätte ich ihn auch gekannt, so wußte ich doch nichts von dem strengen Befehl, vor jeder Person der Kaiserlichen Familie auszusteigen. Auch mein indolenter Carpov kannte ihn vermuthlich nicht, und wir blieben sitzen; so hätte ich denn von Rechtswegen sogleich in ein Polizei-Gefängniß gebracht werden müssen, wenn der liebenswürdige Großfürst, der mich starr ansah, nicht weit erhaben über das unwillkürliche Vernachlässigen einer solchen Ehrenbezeigung gewesen wäre.

Um neun Uhr Abends kamen wir endlich an die Barrieren der Residenz. Hier, und dann am Thore selbst, wurden wir abermals die Kreuz und die Quer examinirt; dann gab man uns einen reitenden Kosacken mit, um uns zu dem Commandanten, dessen Wohnung im Kaiserlichen Schlosse war, begleiten zu lassen. Die Couriere giengen hinauf; ich stand indessen mit unnennbaren Empfindungen auf dem mir wohlbekannten Platze.

Es verstrich wieder eine Viertelstunde. Jetzt mußten wir noch zu dem Militair-Gouverneur, Grafen Pahlen. Er war nicht zu Hause, und wir durften weiter fahren. Gern wäre ich, so spät es auch schon war, noch bei meinem Freunde Graumann eingekehrt; aber die Couriere hatten ausdrücklichen Befehl, uns bei dem General-Prokureur abzusetzen. Wir fuhren also dahin.

Er befand sich in Gatschina, und sein Stellvertreter bei der sogenannten geheimen Expedition, der Herr Etatsrath Fuchs wohnte weit von da. — Was war zu thun? Die Couriere ließen mich und den Kaufmann auf offener Straße, unter Aufsicht der in Menge herbei gekommenen Domestiken des General-Prokureurs, und fuhren schleunig davon.

Eine gute halbe Stunde stand ich einsam, an das Geländer der Moika gelehnt, und blickte hinab in ihre sanfte Wellen, wobei tausend widersprechende Gefühle in meiner Seele wechselten. — Endlich kamen die Couriere zurück, und gleich hinter ihnen der Herr Etatsrath Fuchs selbst, der mich sehr höflich empfieng, und mich in ein kleines Zimmer führte, um daselbst die Nacht zu verweilen. Ich äußerte den Wunsch, zu meinem Freunde Graumann gehen zu dürfen; er sagte mir aber: ob ich gleich durchaus kein Gefangener mehr sey, so habe er doch meinetwegen keine bestimmtern Befehle, sondern müsse meine Ankunft zuvor nach Gatschina raportiren, welches auch sogleich durch eine Staffette geschehen solle. Bis zum Einlaufen der Antwort, die er morgen frühe erwarte, müsse ich mich schon hier behelfen.

Ich fragte nun nach meiner Frau. Er wußte nichts von ihr; — und so zerfloß auf Einmal wieder der schöne Traum, der mir zwischen Moskau und Petersburg so manche Stunde versüßt hatte!

Ich bat um Aufschluß des fürchterlichen Räthsels, warum ich eine solche Behandlung erfahren habe. — Auch darauf konnte er mir weiter nichts antworten, als daß man Alles auf ausdrücklichen Befehl des Monarchen gethan, und daß dieser in der letzten Zeit einige Male gefragt habe, ob ich noch nicht zurückgekommen sey; ferner, daß alle meine Papiere in der Expedition des General-Prokureurs lägen, und daß ich sie sämmtlich zurückbekommen würde.

Er wünschte mir bald darauf eine gute Nacht, und verließ mich, um die Staffette abzufertigen.

Die erste Nacht vergieng mir sehr traurig, und fast ohne allen Schlaf. Bittrer, als je vorher, fühlte ich die Qual der getäuschten Erwartung, weil ich noch nie so sicher darauf gerechnet hatte, nun endlich einmal zu erfahren, was aus meiner Familie geworden sey. Zu diesem Kummer gesellte sich noch die düstre Vorstellung von dem Lokale, wo ich mich befand: einem kleinen, schmalen Zimmer, in das man Jeden führte, der — schuldig oder unschuldig — der geheimen Expedition in die Hände gerieth. Außer einem Tisch, einem Stuhl und einer Bettstelle ohne Betten, waren keine Möbel darin. Die Bettstelle wimmelte übrigens noch obendrein von Ungeziefer; und so wurden mir vollends die wenigen Minuten geraubt, welche die Leiden meiner Seele dem Körper zum Schlummer übrig ließen. — O, wie froh war ich, als der Tag wieder anbrach!

brach! wie seufzte ich nach der Zurückkunft der Staffette, um zu meinem Freunde Graumann eilen zu können! —

Es war ungefähr acht Uhr Morgens, als der Herr Etatsrath Fuchs wieder zu mir herein trat. Noch keine Antwort aus Gatschina. — Aber — o Gott! welche Empfindung durchströmte mich, als er mich mit den Worten anredete: „Ihre Frau Gemahlin ist hier in Petersburg.“ — So ist dem lange gelähmten Kranken zu Muthe, dem ein wohlthätiger elektrischer Schlag plötzlich die Bewegung wiedergiebt. — Ich staunte ihn an — meine Freudenthränen quollen — Wo? stammelte ich. — Das wußte er nicht. Auch durfte er die Art von Arrest, in der ich noch immer gehalten wurde, nicht aufheben. „Doch steht es Ihnen frei,“ sagte er zu meinem Troste, „zu sich kommen zu lassen, wen Sie wollen.“

Geschwind sandte ich meinen muntern Wassili Sukin mit einem Zettel zu Graumann. Er kam bald zurück, schilderte mir das Entzücken meines biedern Freundes, der ihn freigebig beschenkt hatte, und brachte mir eine Antwort des Inhalts:

„Deine Frau und deine Kinder sind gesund, und wohnen nicht weit von mir. Doch ehe du sie siehst, komm vorher zu mir, damit ich Christel vorbereite; die plötzliche Freude könnte ihr tödtlich werden.“

So,

Sogleich eilte mein Bote zurück, ihm zu melden, daß ich noch nicht ausgehen, wohl aber Besuch annehmen dürfe, und daß ich ihn bei unserer Freundschaft beschwöre, mich bald mit meiner Familie zu vereinigen.

Jetzt kam er selbst. — Ich schweige von unserer stummen, wehmüthigen Freude; — sie war die erste Sprosse der Leiter zum Himmel, in den ich bald versetzt werden sollte! — Er erzählte mir: meine Frau befinde sich zwar wohl; aber natürlicher Weise sey sie noch sehr geschwächt, da ihr mein Unglück eine zu frühzeitige Niederkunft verursacht, und ein Blutsturz sie an den Rand des Grabes gebracht gehabe. Es sey daher äußerst nothwendig, sie behutsam vorzubereiten, ob sie mich gleich schon sehr lange erwarte. — Ich fühlte die Wichtigkeit seiner Gründe, bezähmte meine heiße Sehnsucht, und ließ ihn nach seinem Gefallen handeln.

Er war, noch ehe er zu mir kam, schon bei ihr gewesen; sein heiteres Gesicht beim Eintritt in das Zimmer hatte ihr sogleich etwas Gutes versprechen. „Gewiß,“ rief sie ihm entgegen, „bringen Sie mir Nachricht von Kotzebue!“ — Ja, erwiederte er; seine Ankunft ist nicht mehr fern. Und nun zog er den Zettel aus der Tasche, den ich in Wischnei Wolotschok geschrieben, und worin ich sie gebeten, mir auf die erste Station entgegen zu kommen. Diesen Zettel hatte ihm Wassili Sukin, ob er gleich jetzt unnütz schien,

den=

dennoch diesen Morgen mit abgegeben, und mein Freund wußte einen sehr glücklichen Gebrauch davon zu machen. Die gute lebhafte Christel gerieth außer sich: sie befahl auf der Stelle, nach Wagen und Pferden zu gehen, und traf schon eilig Anstalten zur Reise; sie verlangte, Graumann sollte sogleich zu dem Militair-Gouverneur eilen, um ihr den nöthigen Paß zu verschaffen, (ohne welchen man nicht einmal zum Thore hinausfahren konnte). Er mußte versprechen, ihre Wünsche augenblicklich zu erfüllen, und verließ sie, unter dem Vorwande, sich zu dem Militair-Gouverneur zu begeben, aber mit dem Vorsatze, mich selbst aufzusuchen.

Bei mir fand er nun gleiche Sehnsucht, gleiche Ungeduld: ich segnete und schalt seine kluge Behutsamkeit. Er gieng nicht lange nachher, mit dem Versprechen, mir meine gute Frau zu bringen, sobald er glaube, daß es sich ohne Gefahr thun lasse.

Als er wieder zu ihr herein tritt, eilt sie ihm reisefertig entgegen, und fragt: bringen Sie mir den Paß? — Er lächelt. „Jetzt ist er nicht mehr nöthig.“ — Sie versteht ihn, und hängt an seinem Halse! —

Nun ist es vergeblich, ihr länger Vorsicht zu predigen. Graumann mußte sie auf der Stelle mit in seinen Wagen nehmen, und nur noch froh seyn, daß sie sich das Versprechen abnöthigen läßt, an der Ecke der Straße so lange ruhig halten zu

wollen, bis er mich von ihrer Anwesenheit benachrichtigt habe.

Ich war eben mit dem Herrn Etatsrath Fuchs in einem Gespräche begriffen, als Graumann, mit der Freude eines Seligen im Gesichte, hereintrat, und mir sagte: „deine Frau ist hier; ich habe sie nicht länger abhalten können.“ — Ich jauchzte laut auf. — Der Herr Etatsrath Fuchs war so delicat, sich wegzubegeben, um unsre erste Freude nicht durch seine Gegenwart zu stören. Mein guter Graumann eilte zurück. — Ich stand bebend am Fenster, das gerade über der Hausthür war — sah ihn meine Christel hereinführen — wankte zur Thür, und — sie lag ohnmächtig in meinen Armen! —

Weg mit jedem Versuche, diese Scene zu beschreiben! — Wehe dem Leser, der sie nicht fühlt! — O Gott! — Ja es giebt Augenblicke, die eine Reihe von Jahren aufwiegen — auch eine Reihe von elenden Jahren! — Nicht für Alles in der Welt hätte ich in dieser Minute das Andenken an meine Leiden vertilgen mögen; — der unaussprechliche Genuß dieser Minute überwog sie alle!

Mit Graumanns Hülfe hatte ich meine Frau auf einen Stuhl gesetzt; ich knieete vor ihr, legte meinen Kopf in ihren Schooß, und weinte — o! wie ich nie geweint habe! — Sie erholte sich, beugte sich liebevoll zu mir herab, und mischte ihre Thränen schluchzend mit den meinigen. —

Re-

Reden konnten wir lange, sehr lange, nicht! — Auch mein Freund gieng stumm im Zimmer auf und ab, und genoß des rührenden Anblickes. — Ja, du guter, redlicher, wahrhafter Mensch! deinem edlen Herzen wurde in dieser Stunde vergolten, was du für mich und die Meinigen gethan hattest. Du warst Zeuge einer Scene, wie sie gewiß nur selten auf der großen Bühne der Welt vorkommt, und deine edelmüthige Freundschaft hatte diese Scene vorbereiten helfen! —

Als der erste Sturm des Entzückens sich legte, und das Chaos unserer Empfindungen sich entwickelte; als wir wieder sprechen konnten und Worte fanden: — o, wie viel gab es da zu fragen, zu erzählen, zu beantworten! — Wie oft unterbrachen wir uns selbst, indem wir uns die Thränen lächelnd von den Lippen küßten! — Es war, als ob unsere Gräber sich geöffnet hätten, als ob wir zu neuer Vereinigung in einer bessern Welt verklärt hinaufstiegen, und nun einen Blick auf die Leiden der irdischen Vergangenheit zurückwürfen. —

Meine gute Frau erzählte mir ihre Schicksale seit dem Augenblicke unserer Trennung. — Sie malte mir das fürchterliche Erwachen aus ihrer Ohnmacht — die öde Stille um sie her — nur von dem Schluchzen meiner Emmy unterbrochen, die sich in einem Winkel auf den Boden gesetzt hatte, und heimlich weinte.

Vergebens hatte ich mir in meinem Elende geschmeichelt, daß der Gouverneur von Kurland und seine Familie sich ihrer annehmen würden. Verlassen von Allen, fand sie nur da Trost in ihrem Leiden, wo sie ihn nicht gesucht hatte. Der wackere Gastwirth Räder und seine Frau behandelten sie mit Menschlichkeit und feinem Gefühl, und gaben einen schönen Beweis, daß Eigennutz selbst in solchen Ständen, in denen er so gewöhnlich ist, dennoch vor edleren Gefühlen schweigt — Durch meine Abreise, aus Wahl und Nothwendigkeit, zu strenger Oekonomie bewogen, versagte meine Frau ihren Kindern die kleinen gewohnten Näschereien; aber Madame Räder versorgte diese reichlich im Stillen damit. Auch der kranken Mutter brachte sie täglich Geles und andere theure Speisen, welche nie auf die Rechnung gesetzt wurden. Es ist meinem Herzen Bedürfniß, diese kleinen Züge öffentlich bekannt zu machen.

Der General Essen, ein Verwandter von uns — (eben der, welcher in Holland, nach jener unglücklichen Schlacht, bei welcher der General Herrmann in Gefangenschaft gerieth, das Kommando übernahm, dann aber bald nachher vom Dienst ausgeschlossen wurde, weil der * * * von * * den Zeugen seiner Thaten haßte) — dieser eben so tapfre als gefühlvolle und edle Mann besuchte meine Frau täglich zweimal, ohne Rücksicht auf die Gefahr zu nehmen, der er selbst, als ein bereits Verleumdeter, sich aussetzte. Er bot

bot alles auf, die Unglückliche zu trösten — Gott belohne ihn dafür!

Der Regierungsrath von Wächter und seine Gattin, deren Bekanntschaft wir einst in Reval gemacht hatten, doch mit denen wir nie in engere Verhältnisse getreten waren, bewiesen ietzt, daß das Unglück gute Menschen ihren Bekannten näher bringt.

Wie gern, wie dankbar nenne ich die Namen der wenigen Edlen, die nach ihren Kräften beitrugen, der Schwerbedrückten die Last des Kummers tragen zu helfen!

Der Herr Secretair Weitbrecht kam nur noch Einmal zu meiner Gattin, und ärgerte sich über ihre Thränen. „So weinen Sie doch nur nicht!" sagte er immer; „was kann das helfen!" — Sie bestand darauf, den Gouverneur zu sehen. „Mein Gott! der Gouverneur kann die Thränen auch nicht leiden." — Ei! erwiederte meine Frau unwillig; wenn er Unglückliche nicht sehen kann, so muß er auch nicht Gouverneur seyn wollen. —

Es gelang ihr doch endlich, sich eine Audienz bei dem Gouverneur zu verschaffen. Er empfing sie im Schlafrock mit der Tabackspfeife; nöthigte sie nicht einmal zum Sitzen; sagte ihr allerlei artige, nichts bedeutende Dinge; entschuldigte seine Frau mit ihrer Schwangerschaft, wodurch sie gehindert werde, eine Unglückliche bei sich aufzunehmen; empfahl sich, und bekümmer-

te sich nicht weiter um sie. Was eigentlich mit mir vorgegangen sey, wurde ihr noch immer sorgfältig verschwiegen. Täglich erwartete sie meine Zurückkunft; bei jedem schnell rasselnden Wagen sprang sie hoffnungsvoll auf. Alle Briefe, die sie indessen schrieb, mußte sie dem Gouverneur abliefern. Von ihrer traurigen Lage und von meinem Unglück durfte kein Wort darin stehen. Die wenigsten wurden abgesandt, doch alle copirt, und diese Copieen nach Petersburg geschickt. Einen einzigen Brief an Graumann rettete der Gastwirth Räder, indem er ihn selbst auf die Post trug.

Gott sey Dank, daß keine Gefahr mehr dabei ist, sowohl die edlen als die unedlen Züge in dieser Geschichte öffentlich aufzustellen!

Endlich, nach zwei bange verseufzten Wochen, erhielt meine Frau vom Kaiser die Erlaubniß, sich nach Esthland zu ihren Verwandten zu begeben. Sie reiste ab; doch schon in Riga nöthigte sie Krankheit, abermals zu verweilen. Der Gastwirth Langwitz, im hotel de Petersbourg, wo sie einkehrte, war der Erste, der ihr, auf ihre Frage: ob ich bei ihm logirt habe, sehr unbehutsam antwortete: nein; ich sey gerade durch Riga nach Tobolsk gebracht worden. — Man denke sich ihr Schrecken! — Diese Vorstellung war ihr noch nie in den Sinn gekommen. Doch glaubte sie es noch nicht, und mein biederer Freund, der Regierungs-Sekretair Eckardt, den einige an-

andre gute und edle Menschen unterstützten, suchte ihr so viel als möglich Trost und Muth einzusprechen.

Ich eile, unter diesen Menschenfreunden auch den Herrn Gouverneur von Richter dankbar zu nennen. Er besuchte meine Frau selbst, behandelte sie mit der zartesten Schonung, und ließ sie so doppelt fühlen, was sie in Mietau vermißt hatte. Nur die ängstliche Bitte, ihr meinen Aufenthalt zu entdecken, mußte er ihr abschlagen; doch gab er ihr sein Ehrenwort, daß ich nicht in der Rigischen Festung oder in der dortigen Gegend sey, und daß er Nachricht von meinem Leben und Wohlbefinden habe. — Mit Dankgefühl muß ich auch noch zweier Personen erwähnen, welche Verwandtschaft und Menschlichkeit zu der armen Verlassenen zogen: den Grafen Sievers von Wenden und seine Gemahlin. Von diesem edlen Paare wurde meine Frau aufgesucht, und mit dem zartesten Mitleid, der schonendsten Sorgfalt behandelt. Möchten Beide diese Zeilen lesen, aber nicht nach diesen wenigen Worten, sondern nur nach ihrem eignen edlen Gefühle die Innigkeit meines Dankes abmessen!

Obgleich durch den herzlichen Antheil getröstet, den der würdige Gouverneur von Riga und die ganze Stadt mit empörtem Gefühl an meinem Schicksale nahmen; obgleich durch das mehr als brüderliche Benehmen meines vortrefflichen Freundes Eckardt in mancher kummervollen Stun-

de aufrecht erhalten; obgleich von dem biedern Arzte Stoffregen eben so geschickt als uneigennützig behandelt — hatte meine Frau dennoch oft Augenblicke, in welchem das Gewicht ihrer Leiden sie zu zermalmen drohte. Die verwaiseten Kinder, zum Beispiel, spielten oft vor der Hausthür; manche der Vorübergehenden blieben stehen, fragten, wem sie angehörten, und giengen dann weiter, mit dem Ausruf: die armen Kinder! — Da dies öfter geschah, so kamen die Kinder einmal herauf, und fragten: „Mama, warum sind wir denn arme Kinder?“ — Ein ander Mal hob meine Emmy von freien Stücken an: „Mutter, laß Ketten bringen; Emmy will sie umnehmen, und ganz still sitzen, wenn Emmy nur bei Vater ist. — Man denke sich die Wirkung solcher Scenen auf ein so zerrüttetes Gemüth, eine so zerstörte Gesundheit!

Sobald meine Frau nur wieder einige Kräfte hatte, setzte sie ihre Reise über Dorpat nach unserem lieben Friedenthal fort. Die bittersten Gefühle erwachten mit neuer Stärke, als sie, von einer Anhöhe herab, nun den Ort wieder sah, wo wir mehrere Jahre in stiller häuslicher Glückseligkeit mit einander verlebt hatten. Sie mochte es nicht wagen, unser eigenes Haus, unsere freundlichen Zimmer zu betreten, in denen jeder Winkel, jedes Hausgeräth sie an mich erinnern mußte, sondern fuhr zu dem Probst Koch,

Pre-

Prediger des Kirchspiels, einem der vortrefflich-sten Menschen von allen, die je eine Kanzel be-stiegen haben. Ihm gleich an Herz und Sinn, an Gefühl und Bildung, ist seine edle Gattin, eine Französin, die vormals, als Gouvernante meiner Frau, zuerst ihren Geist und ihr Herz mit Vernunft und Empfindung ausstattete. Ihr Gat-te war damals Hofmeister in demselben Hause; dort lernte sie ihn kennen und lieben; dort verhei-rathete sie sich mit ihm. Er war zugleich einer meiner alten akademischen Freunde: daher blie-ben unsere Häuser immer eng und herzlich ver-bunden; daher wurde meine gute Christel jetzt von dem edlen Paare wie von Vater und Mut-ter aufgenommen, mit der zartesten Schonung getröstet, und mit der liebvollsten Sorgfalt ge-pflegt.

Es gab dienstfertige Leute — ich will sie nicht nennen — die dem redlichen Manne riethen, mei-ne Frau aus dem Hause zu schaffen, um eigne Gefahr zu vermeiden. „Nein," versetzte er un-willig; „und sollte ich heute selbst nach Sibirien geschickt werden, das thue ich nicht."

Gott segne diese seltene Familie, die in einem abgeschiedenen Winkel der Welt Gutes thut ohne Geräusch, und die Redlichkeit guter Landleute mit der feinsten Geistesbildung vereinigt! Gott segne sie! und sollte jemals irgend eine böse Laune des Schicksals eins ihrer Kinder oder Kindeskinder treffen, so will ich, daß diese Zeilen, für mich

und meine Nachkommen, als ein offener Wechsel gelten, und erkläre hier im Angesichte von Europa: daß, so lange ich selbst noch athmen kann, oder so lange mein Andenken und mein Segen meinen Kindern heilig seyn wird, jedem Unglücklichen aus jener Familie Haus und Herz bei mir und meinen Nachkommen offen stehen sollen!

Hier, im Kreise dieser vortrefflichen Menschen, erhielt meine Frau endlich den Brief, den ich aus Stockmannshof an sie geschrieben hatte. Dieser Brief erlebte wunderliche Schicksale, ehe er an den Ort seiner Bestimmung gelangte. Dem jungen Manne, dem ich diesen und die beiden andern Briefe anvertraute, fehlte es wahrscheinlich an Muth, sie an ihre Adresse zu befördern. Der Kammerherr von Beyer, oder auch wohl der vorsichtige Herr Prostenius, schickte sie vermuthlich an den Gouverneur in Riga, dessen Pflicht es erfoderte, sie an den General-Procureur in Petersburg zu überliefern. (Doch ist, so viel ich weiß, der Brief an den Grafen Cobenzl ganz zurückbehalten worden, und, so wie der politische Horizont damals aussah, war das sehr klug.) Der General-Procureur brachte die Briefe dem Kaiser. Dieser empfand es sehr übel, daß ich den Grafen von der Pahlen für seinen Liebling erklärte, und in diesem Betracht mein Vertrauen auf seine Hülfe setzte. Es war eine von den Eigenheiten des Monarchen, daß er durchaus das Ansehen haben wollte, als sey niemand sein Liebling,

ling, und, als dürfe sich niemand rühmen, Einfluß auf ihn zu haben. Dazu kam noch, daß wohl auch der General-Procureur, ein erklärter Feind des Grafen, diese Gelegenheit benutzte und die Sache in ein verhaßtes Licht stellte. Kurz, der Kaiser, der den Grafen täglich selbst sah, ließ ihm meinen Brief durch Obuljaninow zustellen, sprach selbst kein Wort mit ihm darüber, sondern war erzürnt. Der Graf selbst hat in der Folge gegen mich geäußert, daß ich fast die Veranlassung zu seinem Sturze geworden sey.

Den Brief an meine Frau — so schonend es auch gewesen wäre ihn zurück zu behalten, da er in der höchsten Verzweiflung geschrieben war — befahl der Kaiser, ihr zuzustellen, und zwar gegen Quittung. Er wurde also an den Gouverneur von Esthland geschickt, der ihn wiederum an den Haakenrichter *) des Wesenbergischen Kreises, Baron Rosen, sandte; der letztere brachte ihn endlich meiner Frau, und erhielt von ihrer zitternden Hand eine Quittung.

Dieser unselige Brief that, so wie ich es befürchtet hatte, die traurigste Wirkung. Meine arme, schon ganz erschöpfte Christel wurde bald darauf von einer dreimonatlichen Frucht entbunden

*) In Lief- und Esthland werden die Landgüter nach so genannten Haaken berechnet; d. i. nach Stücken Land, die so und so viel Aussaat, Hornvieh u. s. w. haben. Der Haakenrichter eines Kreises wacht über die Landespolizei.

den — es folgte ein Blutsturz — man sah dem Ende ihrer Leiden entgegen! — Ohne die unnennbare Liebe, ohne die zärtliche Pflege der Familie Koch, würde ich jetzt mit sechs Waisen ihren Tod bejammern, und kein Kaiser, kein Kaiserthum hätte mir meinen Verlust ersetzen können! —

Sie ward gerettet! — So bald sie wieder einige Kräfte gesammelt hatte, folgte sie der Einladung meines brüderlichen Freundes von Knorring in Reval, und reiste dahin, um sich mit ihren Verwandten und Freunden zu btrathen: nicht, was sie thun solle; — denn das hatte das edle Weib schon beschlossen: sie wollte mir nach Sibirien folgen! — sondern wie sie es thun solle, und wie unsere ökonomischen Angelegenheiten zu berichtigen wären.

Manche vormals sogenannte Freunde in Reval betrugen sich bei ihrer Ankunft sehr zweideutig, — von ihnen schweige ich; — aber mein guter Knorring, seine liebenswürdige Gattin, mein biederer Hueck, und noch so manche andre edle, wackere Menschen überließen sich ohne Scheu den Eingebungen ihrer Herzen. — Vergebens wurde auch Knorring von ängstlichen Leuten gewarnt, seinem unglücklichen Gaste die Herberge zu versagen. Er blieb mein redlicher, treuer Freund, ob er mir gleich nachher selbst gestanden hat, daß er auf unangenehme Folgen, und vielleicht wohl gar auf eine schnelle Reise nach Petersburg, vorbereitet gewesen sey.

Das einzige Dichten und Trachten meiner Frau war nun die Reise nach Sibirien. Was man auch dagegen sagen mochte: sie blieb fest bei ihrem Entschluße; und wenn man sie zuweilen durch die Hoffnung, daß mein Exil gewiß nicht lange dauern werde, davon abzubringen suchte, versetzte sie eifrig: „wenn ich ihm sein Schicksal auch nur eine Woche erleichtern kann!“ — Ihre Kammerjungfer, Katharina Tengmann — sie verdient es, daß ich sie dankbar nenne — bot sich ihr selbst zur Begleiterin an, ob sie gleich eine alte siebzigjährige Mutter zurücklassen mußte. „Ich habe,“ sagte das edle Mädchen, „die guten Tage bei Ihnen genossen; nun will ich auch die bösen mit ihnen theilen.“ — Meine Frau war entschlossen, unsre Emmy mitzunehmen, die andern Kinder aber zurückzulassen. — Ein sicherer Begleiter sollte für eine ansehnliche Belohnung willig gemacht werden, und die Abreise wurde auf den 1sten Julius wirklich festgesetzt.

So stand es am 17ten Junius, an welchem meine Frau den ganzen Morgen in einer mehr als gewöhnlich trüben Stimmung war. Sie gieng nach dem Mittagsessen in ihr Zimmer, und warf sich aufs Bett, um einen kurzen Schlummer zu suchen. — Knorring stand auf dem Balcon seines Landhauses — da sprengte ein Courier die Allee herauf — sprengte vorbei — fragte — kehrte wieder um — hielt seine Depesche hoch in die Luft — sprang ab und stürzte in das Haus. — Knorring

ring ihm entgegen, halb hoffend, halb fürchtend; die Seinigen für ihn selbst in Angst. — Aber — „gute Botschaft!" waren des Couriers erste Worte — und in seiner Hand hielt er einen Brief des Grafen von der Pahlen an meine Frau. Knorring wollte ihm den Brief abnehmen; der Courier bestand aber darauf, ihn selbst in ihre Hände zu liefern.

Von reiner Freude trunken, vergaßen meine Freunde doch nicht, daß hier durchaus die größte Behutsamkeit nöthig sey. Sie wollten meine Frau nicht wecken, und brannten doch vor Begierde, ihr die frohe Bothschaft mitzutheilen. Leise öffneten sie das Zimmer. — Meine Frau schlief nicht — sie sah, wie ein Kopf über dem andern durch die halb geöffnete Thür freundlich herein schaute — freundlichere Gesichter, als sie seit langer Zeit zu sehen gewohnt war. — Sie richtete sich eilig auf — „Habt Ihr mir etwas zu sagen?" —

Ach nein, versetzte man, mit schlecht erzwungener Gleichgültigkeit; wir wollten nur sehen, ob du noch schliefest.

„Nein! nein! gewiß habt Ihr mir etwas Angenehmes zu sagen; ich seh' es an Euren frohen Gesichtern." —

Nun ja — gute Nachricht von Kotzebue — es ist ein Courier von dem Grafen Pahlen an dich geschickt —

Bei

Bei diesen Worten war meine Frau schon vom Bette aufgesprungen. Sie eilte aus dem Zimmer, riß dem Courier den Brief aus der Hand, erbrach ihn, und las durch einen Thränenschleier:

„Se. Kaiserliche Majestät haben allergnädigst zu erlauben geruhet, daß Sie sich nebst Ihrem Herrn Gemahl in St. Petersburg aufhalten können. Mit dem lebhaftesten Vergnügen eile ich daher, Ihnen von dieser besondern Gnade unsers huldreichsten Monarchen Nachricht zu geben, damit Sie Ihre Reise hieher, sobald es Ihnen gefällig ist, antreten können. Nach Ihrem Herrn Gemahl ist ein Expresser abgefertigt, so daß er bei Ihrer Ankunft entweder schon angekommen seyn kann, oder doch bald darauf eintreffen muß. Ich werde mir übrigens ein Vergnügen daraus machen, dafür zu sorgen, daß Ihnen im Voraus eine anständige Wohnung gemiethet wird."

Nehmen Sie, gnädige Frau, die Versicherung meiner herzlichen Theilnahme und der vollkommenen Hochachtung an, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

St Petersburg, den 16. Junius 1800.

Ihr
ganz ergebenster Diener
Graf von der Pahlen."

Die Erzählung, welche meine Freunde mir von der Wirkung dieses Briefes auf meine Frau machen, ist äußerst rührend. Ihre Freude war

fast

fast Wahnsinn. Sie, die noch vor wenigen Stunden ohne Hülfe kaum von Einem Sofa zum andern schleichen konnte, sprang jetzt wie ein junges Reh; konnte keine Minute an einer Stelle bleiben; holte Alles selbst herbei, was sie oder Andere brauchten; weinte dabei heftig, und lachte noch heftiger, beides zugleich. Dem Courier schenkte sie alles baare Geld, das sie noch hatte. Die Anstalten zu der Abreise nach Petersburg sollten auf der Stelle gemacht werden; morgen wollte sie fort, und wer dagegen etwas einwendete, den erklärte sie für ihren Feind.

Glücklicher Weise legte sich aber mein edler vortrefflicher Arzt, der Doktor Bluhm, nach welchem man sogleich geschickt hatte, ins Mittel. Er machte ihr begreiflich, daß ihr exaltirter Zustand nicht Stärke sey; und sie mußte sich durchaus entschließen, noch einige Tage zu verweilen.

Indessen langte, bald nach dem Courier, auch ein Bote des Gouverneurs von Reval an. Diesem hatte der General-Procureur dieselbe Nachricht mitgetheilt, mit dem Zusatze: „er solle, auf Allerhöchsten Befehl, die Frau von Kotzebue mit allem zu der Reise Erforderlichen versorgen, und dann melden, wie viel Geld dazu nöthig gewesen sey. Der Herr Militair-Gouverner von Petersburg habe den Befehl erhalten, mir und meiner Frau ein anständiges Quartier anzuweisen.“

Meine gute Christel gerieth durch das Kaiserliche Anerbieten einer Unterstützung in eben die

Ver-

Verlegenheit, in der ich mich einige Wochen nachher in Tobolsk befand. Sie war zu stolz, um viel zu fodern, und wollte doch auch nicht trotzig scheinen, indem sie gar nichts begehrte. Als sie mit ihren Freunden zu Rathe gegangen war, verlangte sie endlich die Kosten der Reise bis Petersburg, die ihr auch sogleich ausbezahlt wurden.

Die Art und Weise, wie sich der bei weitem größte Theil der Einwohner von Reval bey dieser Gelegenheit benahm, wird mir ein ewig theures Andenken an diese gute Stadt bleiben. In einer halben Stunde verbreitete sich die Nachricht durch die ganze Stadt; Einer rief sie dem Andern auf der Straße zu; wer in einer Kutsche saß, wurde angehalten, fuhr weiter, sobald er die Nachricht wußte, und ließ wieder anhalten, wenn ein Bekannter oder Halbbekannter ihm begegnete. „Wissen Sie schon?" rief man einander von fern entgegen. — „Ja, ich weiß schon!" war gewöhnlich die Antwort. Nicht bloß meine Freunde jauchzten; die Menschheit freute sich! — O, es giebt in dem guten Reval so viel edle, wahre Menschen!

Nach drei Tagen reiste meine Frau ab. Ohne unterweges nur eine Stunde zu ruhen, eilte sie, die fünfzig Deutschen Meilen bis nach Petersburg zurückzulegen, da sie, dem Briefe des Grafen von der Pahlen zufolge, mich vielleicht schon dort finden konnte. Freilich hatte nur Wohlwol-

len dem Herrn Grafen seine Rechnung eingegeben: denn da der nach mir geschickte Courier erst am 15ten Junius abgefertigt worden war, so konnte ich unmöglich früher als nach sieben Wochen in Petersburg eintreffen; und selbst um nur dies zu bewerkstelligen, mußte ich (was ich wirklich gethan habe) schneller als die gewöhnliche Briefpost reisen. Meine Frau kam also noch viel zu früh, und bezog eine Wohnung im Gasthofe, da die ihr versprochene noch nicht bereit war, und auch nachher ganz in Vergessenheit gerieth, weil ihre Delikatesse ihr nicht erlaubte, daran zu erinnern.

Ich würde dieses Umstandes gar nicht erwähnen, wenn er mir nicht eine günstige Gelegenheit darböte, den feinen Edelmuth meines Freundes Graumann in ein neues Licht zu setzen. Als er nämlich gewahr wurde, daß der Aufwand im Gasthofe für eine zahlreiche Familie die jetzigen Kräfte meiner Frau überstieg, miethete er ganz im Stillen eine Wohnung, die er auf zwei Monate vorausbezahlte, und richtete sie eilig ein. Erst als alles nach seinem Sinne war, ersuchte er meine Frau, ihm dahin zu folgen. Sie betrat mit angenehmen Erstaunen eine freundliche, geräumige Wohnung von fünf elegant möblirten Zimmern, und fand das Schlafzimmer mit Betten, die Küche mit Küchengeräthe vom kleinsten bis zum größten, die Tafel mit Tischzeug, den Dejeuner-Tisch mit einem Porzellainservice versehen,

hen, die Schränke mit Thee, Kaffee, Zucker, Wachslichtern u. dgl. in großen Quantitäten angefüllt. Sogar das nothwendigste Silberzeug war nicht vergessen; und meine geliebte Frau befand sich also auf einmal in einer völlig eingerichteten Wirthschaft, ohne daß sie von dem edlen Manne, der dies Alles hingezaubert hatte, auch nur erfahren konnte, wie groß der Aufwand sey, den der Genius der Freundschaft seinem Herzen entlockt hatte. — O, der bitterste Leidenskelch ist der Thränen werth, wenn man, bei dem letzten Zuge, auf seinem Grunde das seltene Schaustück ächter Freundschaft erblickt.

Unter solchen wechselnden Erzählungen tanzten die Horen um mich und meine mir neu geschenkte Gattin! — Die Wände, die uns einschlossen, eben die Wände, an denen so mancher Seufzer der Unglücklichen verhallt seyn mochte, ertönten jetzt von dem sanften Entzücken der zärtlichsten Liebe, der dankbarsten Freundschaft! —

Nur noch Eins fehlte, um dieses Jubelfest des Glücklichen vollkommen zu machen — meine Kinder! — Die Mutter fuhr hin, sie zu holen — sie hatten schon lange mit stürmischer Ungeduld darauf gewartet: sie kamen — ich sah sie aus dem Wagen hüpfen — sie stolperten zu mir herauf — klammerten sich um meinen Hals — und ich — o! wer selbst Vater ist, wird mich verstehen!

Es wurde Mittag und Nachmittag, ohne daß wir es bemerkten. Die Staffette aus Gatschina kam noch immer nicht zurück; ich achtete es aber nicht. Hatte ich doch in meinem kleinen Zimmer — mochte es immerhin Gefängniß heißen — Alles, was mein Herz begehrte!

Eine Begebenheit, die sich gegen Abend zutrug, erneuerte und vermehrte unsere wehmüthige Freude. Der Russische Kaufmann, mein Reisegefährte, hatte — wie ich zu erwähnen vergessen habe — schon in Moskau Nachricht von seiner Frau und Tochter zu erhalten gehofft. Er war ausgegangen, um einen Verwandten aufzusuchen, und kehrte mit dem tiefsten Gram in seinem Gesichte zurück. „Ich habe mich so gefreuet,“ drückte er sich einfach und naiv aus; — „aber nun hat mir Gott viel Betrübniß gegeben! Meine Frau und meine Tochter sind todt!“ — Er sprach dann nicht mehr davon — sprach nachher überhaupt sehr wenig, und oft sah ich ihn auf seinem Fuhrwerk still in den grauen Bart weinen. Bei unserer Ankunft in Petersburg blieb auch er mit mir in demselben Zimmer. Als meine Frau zu mir kam, saß er in einer Ecke, und war ein stiller, seufzender Zeuge unseres Glückes. Den ganzen Tag unterbrach er unsere Freude mit keiner Sylbe, sondern saß still und schaute vor sich nieder.

Jetzt, als es schon dämmerig geworden war, stürzte plötzlich sein Courier herein: Iwan Se-

menowitsch! deine Frau und Tochter sind hier! — Er fuhr wie aus einem schweren Traume in die Höhe — taumelte nach der Thür — und sieh! Weib und Kind lagen in seinen Armen! — Es war eine Wiederholung meiner eigenen stummen Jubelscene! Sie wurde noch rührender durch die Länge der Zeit, die er von seiner Familie getrennt gewesen war. Seine Frau sah er zuletzt als ein schlankes, rasches Weib; als ein ziemlich dickes Mütterchen fand er sie wieder Seine Tochter verließ er als ein Kind von acht Jahren; als ein schönes, blühendes Mädchen von sechszehn stand sie jetzt vor ihm. Lange konnte er sich nicht in sein Glück finden; er nahm alle Augenblicke das Licht, und beleuchtete seine Tochter von allen Seiten. Bei dem freundlichsten Gesichte flossen ihm die Thränen immer in den langen Bart, und er konnte nichts weiter hervorbringen, als ein oft wiederholtes staunendes Ach! — Ach! — Ach! —

Unter so köstlichen Empfindungen war der Tag verschwunden und die Nacht schon herein gebrochen. Da ich der Ruhe sehr bedurfte, und hier mir jede Bequemlichkeit mangelte, so äußerte ich den Wunsch, wenigstens für diese Nacht nach meiner eigenen Wohnung fahren zu dürfen, wobei ich versprach, daß ich mich am folgenden Morgen zu rechter Zeit wieder einfinden wollte. Der Herr Etatsrath Fuchs war so gütig, es mir auf seine eigene Gefahr zu erlauben. Mit unaussprech-

sprechlich frohem Herzen betrat ich meine durch Freundschaft herrlich geschmückte Wohnung, und wurde von meinen treuen Leuten mit ungeheuchelter Freude empfangen.

Kaum war ich eine Stunde zu Hause, als ein Billet von dem Herrn Etatsrath Fuchs mir meldete, daß er so eben den Befehl erhalten habe, mich in völlige Freiheit zu setzen. So schlief ich also diese Nacht seit vier Monaten zum ersten Male wieder als ein freier Mann, in den Armen meiner Gattin, von meinen Kindern umgeben. — Seliges Erwachen!

Am folgenden Morgen meldete ich mich, meiner Pflicht gemäß, bei dem Militair-Gouverneur, Herrn Grafen von der Pahlen. Doch nicht Pflicht allein, auch Dankbarkeit führte mich zu ihm; denn ungeachtet seiner so sehr überhäuften Geschäfte, hatte er dennoch Zeit gefunden, nicht allein meiner Frau, sondern auch meiner um mich besorgten alten Mutter meine Freiheit auf die theilnehmendste Weise anzukündigen. Die große Cour, die ihn umgab — denn Alles versammelte sich damals unter dem Schatten eines Baumes, der selbst nicht selten vom Sturm geschüttelt wurde — verhinderte mich, mehr als gewöhnliche Redensarten ihm zu sagen, oder von ihm zu hören.

Am 13ten August erhielt ich die Abschrift eines Ukas, durch welchen der Kaiser mir das in Liefland gelegene Krongut Worrokull, von 6⅛ Haaken, ohne alle Abgaben schenkte. Dieses Gut, wel-

welches nahe an 400 männliche Seelen zählt, mit einem bequemen Hause und allen nur wünschenswerthen Erfordernissen reichlich versehen ist, und mir daher jährlich eine Pacht von 4000 Rubeln abwirft, war ein wahrhaft Kaiserliches Geschenk, und enthielt zu gleicher Zeit die sprechendste Erklärung meiner Unschuld.

Gern hätte ich nun, um den Traum meiner Leiden ganz zu vergessen, die Rückreise nach Deutschland angetreten; aber meine Freunde widerriethen mir aus guten Gründen, um die Erlaubniß dazu zu bitten. Ich folgte ihrem Rathe, weil sie den Monarchen besser kannten, als ich damals, und schränkte mich darauf ein, in meinem Danksagungsschreiben, welches ich an den Kaiser nach Gatschina schickte, zu erwähnen, daß ich im Begriff sey, auf das Land zu gehen, um dort seiner Wohlthaten im Stillen zu genießen.

Dieser Brief brachte eine mir unerwartete Wirkung hervor. Schon am folgenden Morgen erhielt ich durch den Herrn Geheimerath Briskorn, den Sekretair des Kaisers, ein Cabinetsschreiben folgendes Inhalts:

„Indem ich Sr. Kaiserlichen Majestät Ihr Danksagungsschreiben vorzulesen das Glück hatte, bekam ich den Allerhöchsten Auftrag, einen Ukas zu Ihrer Bestallung als Direkteur der Deutschen Hoftruppe, mit dem Charakter eines Hofraths, und mit tausend zweihundert Rubel Gehalt, auszufertigen; als ich aber

aber an die Stelle gekommen war, wo Ew. ꝛc. in Ihrem Briefe den Entschluß anzeigen, den Sie gefaßt haben, auf's Land zu reisen, geruhten Se. Majestät, mir zu befehlen, von Ihnen Ihre Einwilligung zu der oberwähnten Bestallung einzufodern. Ich entledige mich hiermit dieser Pflicht, und bitte Ew. ꝛc., mir sobald als möglich anzuzeigen, ob Sie das gnädige Anerbieten unsers huldreichen Monarchen anzunehmen gesonnen sind; übrigens aber von der besondern Hochachtung sich zu versichern, u. s. w."

Briskorn.

Nachschrift. Als Direktor würden Sie unter dem unmittelbaren Befehl des Herrn Oberhofmarschalls Narischkin stehen."

Meine Verlegenheit bei dem Empfange dieses Briefes war so groß als mein Schrecken. Ich sollte wieder eine Theaterdirektion übernehmen? — ich, der ich in Wien, ungeachtet der freundschaftlichsten Verhältnisse mit dem biedern Baron Braun, nichts mehr damit zu thun haben mochte; — der ich so oft mir und meiner Gattin geschworen hatte, mich durch die sparsamen Rosen nie wieder auf diesen Dornenpfad locken zu lassen; — der ich aus so mancher Erfahrung wußte, daß die verdienstvollsten Künstler leider oft die schlechtesten Menschen sind; — daß ein einziges tadelndes Wörtchen den leise Getadelten — hättest du ihn auch vorher mit Strömen von Lob über=

überschüttet — zu deinem bittersten Feinde macht, wenn gleich er selbst dich oft mit allen Symptomen der Aufrichtigkeit und Bescheidenheit um dein Urtheil gebeten hatte: — daß die meisten Schauspieler, selbst die bessern unter ihnen, nicht die Kunst, sondern nur den Künstler in sich lieben; daß sie ein großes Gemälde von lauter verzerrten Figuren mit Vergnügen sehen, wenn nur ihre eigene geliebte Figur mit schmeichelnden Farben unverzeichnet aus dem Hintergrunde hervortritt! — Doch zu welcher Abschweifung verleitet mich eine zwanzigjährige, oft bittere Erfahrung! Genug! ich sage, den Shakespear parodirend: Eitelkeit, dein Name ist Schauspieler!

Und mit dieser Ueberzeugung sollte ich an die Spitze einer Bühne treten, die ein Unternehmer, Namens Mire, aus den Trümmern herumziehender Banden geformt, und durch einige aus Deutschland verschriebene Mitglieder zwar verbessert, aber warlich auf keine Stufe der Vollkommenheit erhoben hatte! Sie war bisher von einer Gesellschaft Kaufleute durch Aktien unterstützt worden, jetzt aber ihrem Untergange nahe. Auf Vorstellung des Grafen von der Pahlen hatte der Kaiser sich entschlossen, sie in seine Dienste zu nehmen. Unglücklicher Weise mußte nun meine Zurückkunft gerade in diese Periode fallen, und es war daher ganz natürlich, daß der Kaiser auf den Gedanken gerieth, mir die Leitung seines neuen Hof-

Theaters anzuvertrauen. Offenbar hatten Wohlwollen, und das Verlangen, mir etwas Angenehmes zu erzeigen, ihn dazu bestimmt; um so schwerer war es, die vermeintliche Wohlthat abzulehnen.

Ich versuchte es dennoch, mit den feinsten Wendungen, die ich auszustudieren vermochte, mich heraus zu wickeln, und sowohl meinen Dank als meinen Widerwillen mit gleich starken Farben zu schilden. Alles vergebens! Ich bekam, anstatt der Antwort, die Abschriften von drei Ukasen, deren einer, an den Oberhofmarschall, mich zum Direktor, und der andre, an den Senat, mich zum Hofrath ernannte; der dritte wies mir mein Gehalt auf das Cabinet des Kaisers an. Zu diesem geringe scheinenden Gehalte wurden aus der Hoftheater Kasse noch 1800 Rubel für Equipage hinzugefügt, und mir, außer Holz und Licht, auch eine sehr schöne, geräumige Wohnung frei gegeben. In ökonomischer Hinsicht war nun, wie ich dankbar bekennen mußte, Kaiserlich für mich gesorgt, da ich, die Pacht meines Gutes mitgerechnet, plötzlich eine Einnahme wenigstens von 9000 Rubeln jährlich genoß, und mir noch überdies die Einnahme von der zweiten Vorstellung aller meiner neuen Stücke zugestanden wurde, was meine Einkünfte abermals um einige tausend Rubel vermehrte *). Aber — bedurfte ich alles dessen?

*) Ich lese so eben in einem Blatte der Zeitung für die elegante Welt, daß ich, während meines Auf-

sen? Sind Ruhe, Zufriedenheit, Gesundheit, um Gold feil? — Hatte ich nicht in Jena und Weimar eine wohl minder prächtige, aber fröhlichere Wohnung, ein minder glänzendes, aber hinreichendes Auskommen? — Lebte ich dort nicht, zwar unter einem minder mächtigen Fürsten, aber auch von jeder Gefahr entfernt? — Und endlich — was mehr als Alles ist! — hatte ich dort nicht eine Mutter, deren Liebe ich meine ganze Bildung verdanke, und die mich mit großer Sehnsucht zurück erwartete, daß ich ihr kränkliches Alter erheitern sollte? —

Doch alle meine Wünsche und Betrachtungen mußten der eisernen Nothwendigkeit weichen. Ich ergab mich in mein Schicksal, und trat meinen Posten an.

Kurz vorher wurden mir, von Seiten der geheimen Expedition, alle meine auf der Grenze mir weggenommenen Papiere zurückgegeben. Es fehlte kein Blättchen; und ich muß hierbei noch eines äußerst merkwürdigen Umstandes dankbar erwähnen.

So gewiß ich nämlich in meinem fernen Exil überzeugt war, daß unter allen meinen Papieren auch nicht Eine Zeile sey, welche das gegen mich beobachtete Verfahren rechtfertigen könne; so war den=

enthalts in Petersburg, sechszehn Benefiz=Vorstellungen gehabt haben soll. Ich weiß aber nur von sechs, die mir etwas über dreitausend Rubel eingetragen haben.

dennoch wirklich gerade Eine Zeile darunter, die, wenn sie dem Kaiser zu Gesicht gekommen wäre, vielleicht mein Unglück noch vergrößert, oder doch gewiß verlängert haben würde. Diese Eine Zeile stand in meinem zu Wien geführten Tagebuche. Auch dort hegte man, ehe man mich näher kennen lernte, den Verdacht des Jakobinismus gegen mich. Ich äußerte bald nach meiner Ankunft in Wien meine Besorgniß darüber gegen den Baron Braun; dieser beruhigte mich aber, durch die Versicherung: „der Kaiser Franz sey ein sehr gerechter Mann, der nie ohne die strengste Untersuchung einen Angeklagten verurtheile.“ In Beziehung auf diese Worte, hatte ich nun in mein Tagebuch geschrieben: ich bin also ruhig, und habe viel gewonnen. Freilich K— P— findet es selten der Mühe werth, eine Untersuchung anzustellen.

Diese unglücklichen, allerdings harten Worte waren meinem Gedächtniße gänzlich entfallen. Man denke sich mein Schrecken, als sie mir, beim Durchblättern meiner Papiere, wieder in die Augen fielen! Aber man denke sich auch meine gerührte Freude, als ich zugleich bemerkte, daß eine edle wohlwollende Hand diese Zeile so dick mit Tinte ausgestrichen hatte, daß kaum ich selbst wieder errathen konnte, was da gestanden habe! Ein Beweis, daß, so fürchterlich auch jene geheime Expedition oder Inquisition war, doch die Mitglieder derselben nur strengen Be-

Befehlen gehorchten, und gern milder handelten, wo sie konnten. Besonders hat der Herr Etatsrath Makaroff sich allgemein diesen Ruhm erworben; oft mischten sich seine eigenen Thränen in die Thränen der Unglücklichen, die er, mit blutendem Herzen, Henkershänden überliefern mußte. Ob ihm, oder dem Herrn Etatsrath Fuchs, oder irgend einem Dritten, die Durchsicht meiner Papiere anvertrauet worden war, weiß ich nicht, und habe es, aller angewendeten Mühe ungeachtet, nicht erfahren können. Ich muß mich also begnügen, meinen Dank laut vor der Welt und still vor Gott auszusprechen. Wohl mir, daß ich diesem edlen Unbekannten in die Hände fiel! denn warlich! die Angabe dieser einzigen Zeile wäre mein Verderben gewesen.

Uebrigens fand ich hin und wieder mehrere unbedeutende Stellen in meinen Papieren mit Bleistift angestrichen; doch war es nie etwas, das mir schaden konnte, sondern nur allerlei hin und wieder gemachte statistische Bemerkungen, Anekdoten und dergleichen, lauter Dinge, die ich nur für das Gedächtniß aufbewahren wollte, und wobei ich mir nie ein eigenes Raisonnement erlaubt hatte.

Das Schauspiel Gustav Wasa gab man mir, besonders eingewickelt, zurück, mit dem Bedeuten, ja keinen Gebrauch davon zu machen. Eine einzige Stelle hatte dem Stücke dieses Verdammungsurtheil zugezogen, nämlich die:

Ein König darf ein Bubenstück begehren;
Und tausend Arme sind bereit, es zu voll-
bringen.

Der Leser wird wahrscheinlich, so wie ich selbst, neugierig seyn, zu erfahren, welchem günstigen Umstande ich denn nun eigentlich meine Befreiung zu verdanken hatte. Daß sie keine Folge meines aus Tobolsk an den Kaiser geschickten Mémoire war, wissen wir bereits, da der Ueberbringer dieses Mémoire schon in der Gegend von Kasan den Courier begegnete, der mich zurückholen mußte. — Was ich darüber von authentischen Nachrichten gesammelt habe, will ich hier mittheilen.

Vier Wochen lang — so versichert man — ließ der unbarmherzige General-Prokureur meine Papiere in einem Winkel liegen, ohne sich des Unglücklichen zu erinnern, der, kraft dieser ununtersuchten Papiere, bereits in der Verbannung schmachtete. Endlich fragte der Kaiser nach ihrem Inhalt; nun mußte er vorgelegt werden, und die Unschuld desselben war vermuthlich der erste Grund zu den veränderten Gesinnungen des Monarchen. Doch ist es noch sehr zweifelhaft, ob meine Unschuld allein meine Rettung bewirkt haben würde; denn man weiß, daß es in der Regel (von welcher aber Kaiser Paul eine ehrenvolle Ausnahme machte) für einen Mächtigen weit leichter ist, eine begangene Ungerechtigkeit zu verlängern, als sie zu gestehen, und wieder gut zu machen. Aber mein guter Genius fügte einen andern

dern Umstand hinzu, der sich in keinem für mich glücklicheren Zeitpunkt hätte ereignen können.

Das kleine Drama nämlich, der alte Leibkutscher Peters des Dritten, das ich vier Jahre vorher, aus reiner Freude über eine edelmüthige Handlung des Kaisers entworfen hatte, und bei dessen Verfertigung ich wahrhaftig nicht daran dachte, welchen wichtigen Einfluß es einst auf mein Schicksal haben würde, — dieses kleine Drama war gerade jetzt erst von einem wackern jungen Manne, Namens Krasnopolski, ins Russische übersetzt worden. Er wollte es gern dem Kaiser zueignen, und wendete sich deshalb an verschiedene Männer von Einfluß. Man widerrieth es ihm aber; wenigstens sollte er, äußerte man, meinen Namen vom Titel weglassen, da dieser verhaßte Name Alles verderben könnte. (Schon längst wagten es weder Russen noch Deutsche, wenn sie eins meiner Stücke auf ihren Bühnen spielten, den Verfasser auf dem Anschlagszettel zu nennen).

Der biedere Jüngling kehrte sich an nichts. „Das Stück," sagte er, „sey nun einmal von mir; er dürfe sich nicht mit fremden Federn schmücken, und folglich müsse mein Name stehen bleiben." Da er nun bei der Ueberreichung Schwierigkeiten fand, so schickte er es muthig durch die Post an den Kaiser.

Auf diesen machte es einen seltnen Eindruck. Er las — war gerührt und zufrieden — befahl,

dem

dem Uebersetzer sogleich einen kostbaren Ring zu schicken, — meinte jedoch, das Manuscript sollte ungedruckt bleiben. Einige Stunden nachher foderte er es zum zweiten Male, gieng es wieder durch, und erlaubte nun auch den Druck; doch mit Weglassung solch einiger Stellen, unter denen — was mir unbegreiflich ist — auch die war, wo der alte Leibkutscher sagt: „mein Kaiser hat mich gegrüßt! er grüßt alle ehrliche Leute!“ — An demselben Tage verlangte er das Stück zum dritten Male, blätterte es noch einmal durch, und erlaubte nun den Druck ohne alle Einschränkung. Mir, erklärte er, mir habe er Unrecht gethan; er sey mir Genugthuung schuldig, und müsse mir wenigstens eben so viel schenken, als er dem alten Leibkutscher geschenkt habe, (nämlich zwanzigtausend Rubel). — Der Courier an mich wurde abgefertigt.

Bald nachher langte mein Mémoire aus Tobolsk an. Der Kaiser las es, seiner Länge ungeachtet, zweimal von einem Ende bis zum andern, und es bewirkte nun den auf feines Gefühl gegründeten Befehl an den Gouverneur von Esthland: „ein schönes Krongut für mich auszusuchen, welches in der Nachbarschaft von meinem Friedenthal liege.“ Er wollte also nicht bloß schenken, er wollte auf die mir angenehmste Art schenken. Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß dieser Zug nur aus einem sehr fein

fühl=

fühlenden Herzen kommen konnte. — Nahe bei Friedenthal fand sich indeß kein solches Krongut.

Das ist Alles, was ich über die Ursachen meiner Befreiung mit Gewißheit habe in Erfahrung bringen können. Möchte ich nur eben so viel von den Ursachen meiner Gefangennehmung wissen! Aber ich zweifle, ob selbst die Hand der Zeit diesen Schleier jemals aufheben werde.

Trotz den unverkennbaren Zeichen des Kaiserlichen Wohlwollens, hatte sich doch der Schrecken meinem Gemüthe so tief eingeprägt, das mir das Herz klopfte, so oft ich einen Senats-Courier oder Feldjäger sah, und daß ich nie nach Gatschina fuhr, ohne mich reichlich mit Gelde zu versehen, und gleichsam zu einem neuen Exil vorzubereiten.

Es war am 9ten Oktober, als ich zum ersten Male (sehr frühe; der Tag war noch nicht angebrochen) eilig nach Gatschina berufen wurde, und nicht ohne Zittern die Reise antrat. Nach der dringenden Hastigkeit zu urtheilen, mit welcher die Ordre abgefaßt war, mußte ich große Dinge erwarten; es betraf aber am Ende weiter nichts, als die nochmalige Anempfehlung einer sehr strengen Censur, von deren Wichtigkeit der Kaiser am vorigen Tage gesprochen hatte. Mir selbst war diese Censur überlassen, und ich sah wohl ein, daß über kurz oder lang das abermals eine Klippe werden könne, an der mein kaum geborgenes Schifflein zu scheitern Gefahr laufe. Daher bat

ich um Anstellung eines Censors, und bediente mich besonders des triftigen Grundes: daß ich unmöglich Censor meiner eigenen Stücke seyn könne, da die väterliche Vorliebe mich verleiten werde, Dieses und Jenes zu übersehen, und also ganz unwillkührlich dem Allerhöchsten Befehle zuwider zu handeln. — Es währte lange, ehe ich durchdrang; endlich aber erreichte ich meinen Wunsch. Dem Kaiser gefiel noch obendrein meine Aengstlichkeit, und er ernannte mir einen Censor in dem damaligen Rath Adelung, einem gelehrten und zugleich geschmackvollen Manne, der uns Deutschen durch die Monumente altdeutscher Dichtkunst, die er einst mit vielem Fleiße und vieler Mühe auf der vatikanischen Bibliothek in Rom sammelte, rühmlich bekannt ist.

Welche unglaubliche Strenge dieser wackere Mann und auch ich selbst zu beobachten genöthigt waren, und wie oft dadurch bei mir Ueberdruß und gänzlicher Eckel an meinem Geschäft erweckt werden mußte, mögen einige Beispiele beweisen.

Das Wort Republik durfte in meinem Trauerspiel Oktavia nicht genannt werden. „Stirbt als ein freier Römer!“ durfte Antonius nicht sagen.

Im Epigramm. Der Kaiser von Japan wurde in einen Beherrscher verwandelt. „Daß der Kaviar aus Rußland komme, und daß Rußland weit sey,“ wurde weggestrichen. Daß

der

der Kammerrath als Patriot keine Fremde heirathen will, war ihm nicht erlaubt. Daß ein Kammerdiener unverschämt seyn könne, wurde nicht statuirt.

Die Behauptung: „daß Serenissimus weder blind noch krank sey," mußte wegbleiben. Auch durfte der Fürst kein Windspiel haben; der Kammerrath durfte es nicht hinter den Ohren kratzen; und die Pagen durften dem Kammerrath keinen papiernen Haarbeutel anheften.

In den beiden Klingsbergen. Der Russische Fürst, dessen Frau Wunschel im Vorbeigehen erwähnt, wurde in einen vornehmen fremden Hrrrn verwandelt, und ihre Polnische Mütze in eine Ungarische.

Anstatt Festung, mußte heißen: Gefängniß; anstatt Hofmann: Schmeichler (keine schmeichelhafte Veränderung!) anstatt Onkel Minister: Onkel Mächtig! — Der Ausruf des jungen Klingsberg, als er Amalien und seine Tante belauscht: „Am Ende werden noch gar Fürstinnen daraus!" war anstößig, und mußte wegbleiben.

Im Abbé de l'Epée durfte in Toulouse kein Bürger wohnen. Franval durfte nicht sagen: wehe meinem Vaterlande! sondern nur: wehe meinem Lande! denn es war den Russen wirklich durch einen Ukas untersagt worden, sich des Wortes Vaterland zu bedienen. — Der Abbe de l'Epée, der bekanntlich von Paris kommt,

G 2 durf-

durfte nicht von Paris kommen. Das berühmte Lyceum mußte er ungenannt lassen, und eben so Frankreich.

Büffons Naturkunde, d'Alamberts Gelehrsamkeit, Rousseau's Empfindung und Voltaire'ns Witz, wurden sämmtlich durch Einen Federstrich vertilgt.

Im Schreibepult mußte die ganze Rolle des Geisterbeschwörers ohne Barmherzigkeit wegestrichen werden.

Ich habe, um nicht weitläuftig zu werden, nur Kleinigkeiten angeführt; sie geben aber einen Begriff von der Strenge, mit welcher der Censor, ganz wider seinen Willen, verfahren mußte. Wie oft hatte ich vormals über den dickköpfigen Censor in Riga gelacht, der, zum Beispiel, in meiner Versöhnung die Worte des Schusters: „ich will nach Rußland; dort soll es brav kalt seyn!' wegstrich, und statt derselben schrieb: „ich will nach Rußland; dort wohnen lauter ehrliche Leute!" Ich glaubte nicht, daß gerechte Furcht einst auch in Petersburg veranlassen würde, was die Dummheit in Riga bewirkte.

Wenn übrigens manche bei der Censur weggestrichene Stelle dem Kaiser jemals zu Gesicht gekommen wäre, und er von uns Rede und Antwort darüber verlangt hätte; ich gestehe, daß wir sehr verlegen gewesen seyn würden. Nur ein Paar Beispiele aus der Oktavia:

— schenkt

— — schenkt dem Koche
Für eine Mahlzeit flugs ein Haus,
Ein Haus, das ihm nicht zugehört. —

„That ich das jemals?" hätte der Kaiser fragen können; „und wenn ich es nicht that, warum hieltet ihr die Stelle für anstößig?" — —

Cäsar. So weiß es Charmion, die Zof', und der
Verschnittne Günstling Mardion; es hat
Antonius der Herren viele.

„Meynt Ihr," hätte der Monarch fragen können, „Zofen und Günstlinge herrschten hier? — Und wenn Ihr das nicht meint; warum vertilgtet Ihr diesen wichtigen historischen Zug?"

Aus diesen wenigen Beispielen erhellet zur Genüge, wie gefährlich das Amt eines Censors für den, der es verwaltete, und wie drückend es für mich war. Der Herr Rath (jetziger Collegien Assessor) Adelung konnte mir aber mit dem besten Willen diese Last nicht erleichtern.

Doch es gab noch andre Unannehmlichkeiten, die mir meinen Posten sehr bald verleideten. Ich will nicht von den ewigen Tracasserieen der Schauspieler, von ihrer Widersetzlichkeit und ihrem unbegrenzten Eigendünkel reden; c'est par tout comme chez nous. Ein weit stärkeres Hinderniß, das dem Gedeihen der Deutschen Bühne im Wege stand, war die Eifersucht der Französischen, oder vielmehr der Madame Chevalier, ihres ersten Mitgliedes, und — ihrer Regentin. Nicht als ob sie befürchtet hätte, daß

die Deutsche Kunst die Französische verdunkeln werde: — das wäre, bei der anerkannten Mittelmäßigkeit des Deutschen Theaters, und bei der Vorliebe der Russen für das Französische, eine lächerliche Furcht gewesen —; aber sie wollte nicht, daß irgend Jemand, außer ihr, den Kaiser, gut oder schlecht, amüsiren solle. Die Italiäner und die Russen waren bereits von dem Theater des Lustschlusses und der Eremitage verbannt; selbst die Französische tragische Muse durfte in der Person der Madame Valville so selten als möglich erscheinen. Nun war es doch wohl möglich, daß die Deutschen Schauspieler, wenigstens durch den Reitz der Neuheit, den Monarchen lockten, daß er die Deutschen öfter vor sich spielen ließ, sich wohl gar an sie gewöhnte, und daß Madame Chevalier dann wöchentlich einmal weniger vor ihm erscheinen durfte. Dem mußte vorgebeugt werden.

Viermal verlangte der Kaiser Deutsches Schauspiel, viermal erhielt ich vom Herrn Oberhofmarschall den Befehl, mich bereit zu halten, und viermal wußte Madame Chevalier es zu hintertreiben.

Da ich den Geschmack des Kaisers so ziemlich kannte, und da mir ausdrücklich befohlen war, eins der zu gebenden Stücke unter den meinigen zu wählen, so hatte ich zu der ersten Vorstellung die Versöhnung von mir, und zur zweiten Ifflands Hagenstolzen bestimmt. Kein Stück,

Stück, das der Kaiser sehen sollte, durfte länger spielen, als anderthalb Stunden, höchstens eine und drei Viertelstunden; ich hatte mir daher die undankbare Mühe gegeben, beide Stücke so abzukürzen, daß sie die vorgeschriebene Zeit um keine Minute überschritten. Doch alles vergebens! Madame Chevalier zeigte auch hier, daß die Familie der hübschen stumpfnasigen Sultaninnen (in Marmontels bekannten Erzählungen) noch nicht ausgestorben ist.

Was war zu thun? — Freilich konnte ich mich allenfalls an den Monarchen selbst wenden, und vielleicht sehr bald einen Befehl auswirken, gegen den kein Widerspruch Statt fand; aber — ich kannte die Verhältnisse des Hofes, und duldede, was ich ohne Gefahr nicht ändern konnte. Madame Chevalier suchte übrigens mir persönlich die Kränkung zu vergüten. Sie betrug sich sehr artig gegen mich; ich genoß der seltenen Gunst, Zutritt in ihrem Hause und an ihrer Tafel zu haben: sie erzeigte mir auch die Ehre, die Gurli in meinem Stücke: die Indianer in England, zu spielen, welches ein gewisser Marquis Castelnau auf eine etwas unbarmherzige Weise zu einer Oper hatte verschneiden müssen, die der alte Sarti vortrefflich komponirte. Endlich setzte sie sogar das Vertrauen in mich, eine Französisch geschriebene Oper von mir zu verlangen; und die Umstände nöthigten mich in der That, ganz ernstlich an diese Idee zu denken.

Doch diese Artigkeiten konnten mich höchstens nur wegen meiner persönlichen Sicherheit beruhigen, meine Lage aber nicht angenehmer machen; und ich war daher fest entschlossen, bei der ersten günstigen Gelegenheit um meinen Abschied zu bitten.

Muß ich, um diesen Entschluß zu rechtfertigen, noch mit einigen starken, aber wahren Zügen meine damalige Lage und Gemüthsstimmung schildern? — Ach! ich theilte sie, leider, fast mit jedem Einwohner von Petersburg! So weit hatten es böse Menschen gebracht, die das Vertrauen eines zu herzlicher Güte geneigten Monarchen misbrauchten, und ihm überall Schreckbilder aufstellten, die nicht vorhanden waren, ja, an die sie selbst nicht glaubten! — Mit bangen Ahndungen legte ich mich jeden Abend zu Bette; zitternd hörte ich in der Nacht jedes Geräusch auf der Straße, jeden Wagen, der in der Nähe meiner Wohnung anhielt; ich erwachte zu neuen Sorgen, wie ich an diesem Tage jedes Unglück vermeiden wolle; ängstlich fuhr ich auf den Straßen, um ja, wenn etwa der Kaiser mir begegnen würde, zu rechter Zeit auszusteigen; — mit ungewohnter Sorgfalt wachte ich über jedes meiner Kleidungsstücke, und über die Art sie zu tragen; — Weibern von zweideutigem Rufe und Männern von schwachem Geiste mußte ich huldigen; — den unverschämten Uebermuth eines unwissenden Balletmeisters (des Gemahls der Madame

dame Chevalier) ertragen; — bei jeder Aufführung eines neuen Stücks zitternd erwarten, ob die immer wachsame Polizei oder geheime Expedition nicht etwa ein unwillkührliches Vergehen darin entdeckt habe. — So oft meine Frau mit ihren Kindern spazieren fuhr, und etwa einige Minuten über die bestimmte Zeit ausblieb, zitterte ich zu erfahren, daß sie nicht schnell genug vor dem Kaiser ausgestiegen, und deshalb, so wie die Frau des Gastwirths Demuth, in ein Polizei-Gefängniß gebracht worden sey! — Nur selten konnte ich meinen Kummer in den Busen eines Freundes ausschütten; denn alle Wände hatten Ohren, und der Bruder traute dem Bruder nicht mehr! — Keine Lectüre konnte mich um die gräßliche Zeit betriegen; denn alle Bücher waren ja verboten! — Auch die Feder mußte ich wegwerfen, mir selbst durfte ich nichts vertrauen; denn wie leicht konnte man plötzlich mein Portefeuille untersuchen! — Ein Gang in Geschäften, wenn er vor dem Schlosse vorbei führte, drohte der Gesundheit Gefahr; denn bei dem übelsten Wetter durfte man sich dieser Steinmasse nur mit entblößtem Kopfe nähern. — Der harmloseste Spaziergang gewährte keine Zerstreuung; denn fast täglich begegnete man Unglücklichen, die arretirt, vielleicht gar zur Knute geführt wurden! —

Ich berufe mich auf das Zeugniß jedes Einwohners von Petersburg, ob die Farben, in wel-

che ich meinen Pinsel getaucht habe, zu schwarz sind! — O, hätte der Monarch das gewußt! Er, dem es gewiß Ernst war, seine Unterthanen zu beglücken!

Und nun denke man sich, bei einer solchen Gemüthsbestimmung, mein Schrecken, als am 16ten December, Morgens um acht Uhr, der Herr Graf von der Pahlen einen Polizei Offizier mit dem Befehle zu mir schickte, daß ich mich augenblicklich zu ihm begeben sollte. Zwar hatte er zu dieser Botschaft nicht allein einen sanften, höflichen, mir bekannten Jüngling gewählt, sondern ihm auch ausdrücklich befohlen, mir zu sagen: ich solle nicht erschrecken; es habe nichts Schlimmes zu bedeuten. Aber schon sein bloßer Anblick, seine ersten Worte waren hinlänglich, mir das Blut zum Herzen zu treiben, und meine Frau wurde so dadurch erschüttert, daß sie Arzenei nehmen mußte.

Als ich zu dem Grafen von der Pahlen kam, sagte er mir lächelnd: der Kaiser wolle eine Ausfoderung zu einem Turnier an die Souverains von Europa und ihre Minister erlassen. Diese solle von mir geschrieben, und dann durch die Zeitungen bekannt gemacht werden. Baron Thugut besonders sey darin mit scharfer Lauge zu waschen; und die Generale Kutusoff und Graf Pahlen als Sekundanten des Kaisers zu nennen. (Den letztern Einfall, wegen der Sekundanten, hatte der Kaiser erst vor einer halben Stunde gehabt, und ge=

geschwind deshalb mit Bleistift einen Zettel geschrieben, der bei dem Grafen auf dem Tische lag). In einer Stunde sollte dieses seltsame Werk fertig seyn, und der Kaiser hatte befohlen, daß ich es ihm persönlich überreichen sollte.

Ich gehorchte, und nach einer Stunde brachte ich die Ausfoderung. Der Graf, der die Gesinnungen des Monarchen besser kannte als ich, fand sie nicht beißend genug. Ich setzte mich nun in seinem Cabinet nieder, und machte eine zweite, die ihm besser schien. Jetzt fuhren wir nach Hofe. Zum ersten Male sollte ich nun vor den Mann treten, der mir durch Härte und Wohlthaten, Schrecken und Freude, Kummer und Dankbarkeit so merkwürdig geworden war! Ich hatte diese Ehre kaum gewünscht, auch gezweifelt, daß sie mir jemals widerfahren würde; denn mein Anblick konnte doch nicht anders als drückend für ihn seyn

Wir standen lange im Vorzimmer. Der Kaiser war spazieren geritten; doch endlich kam er. Graf Pahlen gieng mit meinem Papiere zu ihm hinein, verweilte ziemlich lange, kam verdrießlich zurück, und sagte mir im Vorbeigehen nur die Worte: „Kommen Sie um zwei Uhr zu mir; es muß noch schärfer werden.“

Ich begab mich also nach Hause, und war überzeugt, daß es mir auf diesem Wege schwerlich gelingen werde, die Gunst des Monarchen zu erhalten. Kaum war ich aber eine halbe Stunde

auf meinem Zimmer, als ein Hofbedienter athemlos hereinstürzte, und mir sagte: ich solle augenblicklich zum Kaiser kommen. Ich eilte, so sehr ich konnte.

Als ich in des Kaisers Cabinet trat, wo außer ihm nur der Graf Pahlen gegenwärtig war, stand er vom Schreibtische auf, trat mir einen Schritt entgegen, und sagte, indem er sich verbeugte, mit einer unaussprechlich liebenswürdigen Art: „Herr von Kotzebue, ich muß damit anfangen, mich mit Ihnen zu versöhnen.“

Ich wurde durch diesen unerwarteten Empfang sehr erschüttert. Welch eine Zaubergewalt steht den Fürsten zu Gebote! sie heißt Milde! — Aller Groll war aus meinem Herzen verschwunden. Der Etikette gemäß, wollte ich dem Kaiser knieend die Hand küssen; er hob mich aber freundlich auf, küßte mich auf die Stirne, und fuhr in sehr reinem Deutsch fort:

„Sie sind bekannt genug mit der Welt, um au fait der politischen Begebenheiten zu seyn; Sie wissen auch, wie ich dabei figurirt habe. Ich habe mich — setzte er scherzend hinzu — oft dumm benommen *): dafür muß ich büßen, das ist billig; und ich habe mir daher selbst eine Strafe diktirt. Ich wünsche nämlich, daß dieses“ — (er hielt ein Blatt in der Hand) — „in die Hamburger und andere Zeitungen eingerückt werde.“

Hier:

*) Seine eigenen Ausdrücke.

Hierauf nahm er mich vertraulich unter den Arm, zog mich an's Fenster, und las mir das Französisch und eigenhändig geschriebene Blatt vor. Es lautete von Wort zu Wort, und mit Beibehaltung seiner eigenen Orthographie, folgendergestalt:

On apprend de Petersbourg, que l'Empereur de Russie voyant que les puisſances de l'Europe ne pouvoit s'accorder entre elle et voulant méttre fin à une guerre qui la desoloit depuis onse ans vouloit proposer un lieu ou il inviteroit touts les autres Souverains de se rendre et y combattre en Champ clos ayant avec eux pour écuyer juge de Champ et Heros d'armes leurs ministres les plus éclairés et les generaux les plus habiles tels que Mrs. Thugut, Pitt, Bernstorff, lui même se proposant de prendre avec lui les Generaux C. de Palen et Kutusof, on ne sçait si on doit y ajouter foi, toute fois la Chose ne paroit pas destituée de fondement, en portant l'empréinte de ce dont il a souvent été taxé *).

Beim

*) Hier ist die Uebersetzung, so wie sie in dem Hamburgischen Correspondenten N. 9. vom 16ten Januar 1801. abgedruckt worden ist. „St. Petersburg den 30. Decbr. (Aus der Hofzeitung). Man sagt, daß Se. Majestät, der Kaiser, da Er sieht, daß die Europäischen Mächte sich nicht vereinigen können, und

Beim Schlusse lachte er selbst recht herzlich. Auch ich lächelte pflichtschuldigst.

„Warum lachen Sie?“ fragte er zweimal schnell hinter einander, immer noch selbst lachend. —

Daß Ew. Majestät so gut unterrichtet sind, antwortete ich.

„Da, da!“ sagte er, indem er mir das Blatt überreichte; „übersetzen Sie das. Behalten Sie das Original, bringen mir aber eine Kopie davon.“

Ich gieng und übersetzte. Mit dem letzten Worte taxé war ich in einiger Verlegenheit. Sollte ich beschuldigt sagen? Der Ausdruck konnte hart scheinen, und den Kaiser verdrießen. Nach langem Hin- und Hersinnen glaubte ich einen Mit-

und einen Krieg zu beendigen wünscht, der seit eilf Jahren wüthet, einen Ort vorzuschlagen gedenkt, wohin er alle die andern Potentaten einladen will, um mit ihm in geschlossenen Schranken zu kämpfen, zu welchem Behufe sie ihre aufgeklärtesten Minister und geschicktesten Generale als Knappen, Kampfrichter und Herolde mit sich bringen sollen; als da sind Thugut, Pitt, Bernstorf. Er selbst sey gesonnen, den Grafen von der Pahlen und Kutusoff an seiner Seite zu haben. Man weiß nicht, ob man diesem Gerüchte Glauben beimessen soll; indessen scheint es nicht ganz ohne Grund, da es den Stempel dessen trägt, wessen man ihn oft beschuldigt hat.“

Mittelweg einschlagen zu dürfen, und übersetzte: „dessen man ihn oft für fähig gehalten.“

Um zwei Uhr Nachmittags fuhr ich wieder nach Hofe. Graf Kutaissow meldete mich dem Kaiser. Ich wurde sogleich vorgelassen, und fand ihn dies Mal ganz allein.

„Setzen Sie sich,“ sagte er sehr freundlich. Aus Respekt gehorchte ich nicht sogleich. „Nein, nein, setzen Sie sich!“ wiederholte er mit einigem Ernst. Ich nahm also einen Stuhl, und setzte mich ihm gegenüber an den Schreibtische.

Er nahm das Französische Original in die Hand. „Lesen Sie mir vor.“ Ich las langsam, und schielte zuweilen über das Papier weg. Bei den Worten: „in geschlossenen Schranken kämpfen,“ lachte er. Uebrigens nickte er immer beifällig mit dem Kopfe, bis ich an das letzte Wort kam.

„Fähig gehalten?“ sagte er; „nein, das ist nicht das rechte Wort. Tarirt muß es heißen.“ — Ich nahm mir die Freiheit anzumerken, daß tariren im Deutschen einen andern Sinn habe. — „Sehr wohl!“ versetzte er; „aber fähig halten drückt es auch nicht aus.“

Nunmehr wagte ich es, leise anzufragen, ob man vielleicht beschuldigt setzen könne.

„Recht, recht! beschuldigt, beschuldigt!“ wiederholte er drei- bis viermal, und ich schrieb, wie er es verlangte. Er dankte mir darauf mit freundlicher Herzlichkeit für meine so geringe Mühe,

be, und entließ mich, wahrhaft gerührt und entzückt von seinem liebenswürdigen Betragen. Wer jemals ihm selbst näher gewesen ist, wird mir bezeugen, daß er äußerst einnehmend seyn konnte, und daß es schwer, ja fast unmöglich war, ihm dann zu widerstehen.

Ich habe es nicht für überflüßig gehalten, diese Begebenheit mit allen kleinen Umständen anzuführen, da sie Aufsehen genug in der Welt gemacht hat. Die Ausfoderung erschien zwei Tage nachher, zum Erstaunen von ganz Petersburg, in der Hofzeitung. Der Präsident der Akademie der Wissenschaften, dem sie zum Einrücken zugesandt wurde, traute seinen Augen nicht; er fuhr selbst zu dem Grafen von der Pahlen, um gewiß zu werden, daß kein quid pro quo zu fürchten sey. In Moskau wurde diese Zeitung sogar von der Polizeibehörde angehalten, weil man sich nicht einbilden konnte, daß es der Wille des Monarchen gewesen sey, diesen Artikel wirklich bekannt zu machen. Eben das geschah auch in Riga. Der Kaiser selbst hingegen konnte es kaum erwarten, ihn gedruckt zu sehen, und schickte ungeduldig mehrere Male darnach.

Mir schenkte er drei Tage nachher eine Dose mit Brillanten besetzt, deren Werth nahe an zweitausend Rubel betrug *). Nie ist wohl die wört-

*) Die Zeitung für die elegante Welt giebt fälschlich 4000 Rubel an.

wörtliche Uebersetzung von zwanzig Zeilen besser bezahlt worden!

Der Kaiserin erzählte er, daß er meine Bekanntschaft gemacht habe. C'est à présent un de mes meilleurs sujets *), sagte er. Ich weiß das von einem Manne, der dabei gegenwärtig war. — Warum der Kaiser mich nun für einen bessern Unterthan hielt, als vor meiner Reise nach Sibirien, das weiß ich nicht.

Es gab Leute, die es mir verdachten, daß ich die schöne Gelegenheit, den Kaiser um neue Wohlthaten anzusprechen, nicht benutzte. Wahr ist es, er selbst schien nur auf eine solche Aeußerung von mir zu warten; sein Blick voll freundlicher Güte schien mich dazu aufzumuntern: aber mein Gefühl empörte sich dagegen, und, was ich vielleicht dadurch verlor, werde ich nie vermissen.

Gewann ich doch auf der andern Seite ein unschätzbares Gut, die Ruhe, die meinem Herzen so lange fremd gewesen war; denn jetzt, nachdem ich den Monarchen selbst gesprochen und sein edles Herz offen vor mir gesehen hatte, verschwand der größte Theil meiner Furcht: ich liebte ihn jetzt mehr, als ich ihn fürchtete, und war überzeugt, so wie ich es noch immer bin, daß eine gewisse Freymüthigkeit, ein offenes, gerades Betragen, ohne Kriechen, ohne Niederschlagung der

*) Er ist jetzt einer meiner besten Unterthanen.

der Augen, ihm wohl gefiel. Nur in seine kleine Eigenheiten mußte man sich fügen, und wie leicht konnte man das! Denn zugegeben, daß es gerade nicht groß war, die Beobachtung gewisser Kleinigkeiten allzustrenge zu verlangen; so war es doch wahrhaftig noch weniger groß, mit Widerwillen in solchen Dingen zu gehorchen, welche das wahre Glück der Unterthanen eigentlich gar nicht störten.

Seit jener Unterredung genoß ich hundert kleine Beweise von des Kaisers Gnade; ja, ich bin ihm nie auf der Straße begegnet, ohne daß er still gehalten und sich einige Augenblicke freundlich mit mir unterredet hat. Gegen mich ist er bis an seinen Tod sich völlig gleich geblieben, immer wohlwollend, freundlich und edel. Warum sollte ich mich schämen zu gestehen, daß meine Augen schwimmen, indem ich diese Blume der Dankbarkeit auf sein Grab fallen lasse!

Im Januar mußten die Französischen Schauspieler Menschenhaß und Reue in der Eremitage spielen. Bekanntlich hatten von jeher in diesen engern Cirkel des Hofes, außer den Officieren von der Garde, nur die vier ersten Klassen den Eintritt; der Kaiser machte aber mit mir eine Ausnahme, und ließ mich ausdrücklich zu der Vorstellung einladen. Von diesem Augenblick an hatte ich freie Entree, so oft in der Eremitage Schauspiel gegeben wurde.

Daß

Daß ich mit klopfendem Herzen in die Vorstellung von Menschenhaß und Reue gieng, kann man leicht denken. Dem vortrefflichen Spiel der Madame Valville, als Eulalia, verdanke ich es wohl vorzüglich, daß der Kaiser tief gerührt wurde. Der mehr als siebzigjährige Aufrêne, dessen Namen auch in Deutschland rühmlich bekannt ist, spielte den Greis. — Der Kaiser hatte seinen Platz dicht hinter dem Orchester, und es war mir auffallend, daß während der ganzen Vorstellung ein Gardist von der Malteser-Garde hinter seinem Sessel stehen mußte.

Um eben diese Zeit wünschte der Kaiser Haydns Schöpfung zu hören, und ersuchte mich, sie ins Französische zu übersetzen. Nur der kann diese Arbeit würdigen, der mit den Schwierigkeiten einer solchen der Musik angepaßten Uebersetzung bekannt ist. Noch saurer wurde sie mir durch die allzugroße Pünktlichkeit und Genauigkeit des wackern alten Sarti, der meine Worte der Musik unterlegen mußte, und der immer von kurzen und langen Sylben sprach, da doch bekanntlich die Französische Sprache weder kurze noch lange Sylben hat. Indessen war die Arbeit beinahe glücklich vollendet, und in der Fasten sollte die Musik aufgeführt werden; der Kaiser erlebte es aber nicht.

Hätten nicht — trotz dem Wohlwollen, und der Auszeichnung meines Chefs, des Herrn Oberhofmarschalls Narischkin, dessen Behandlung

ich dankbar rühmen muß — tausend Armseligkeiten mir die Direktion des Theaters verleidet, so dürfte ich behaupten, in jener Zeit ein glückliches Leben geführt zu haben: denn ich hatte mir einen kleinen angenehmen Cirkel gebildet, und einige Freunde erworben: einige nur; aber sie konnten für viele gelten. Ich nenne unter ihnen den Collegienrath Storch, der jedem gebildeten Deutschen als Schriftsteller bekannt ist, den ich aber noch überdies als einen sehr edlen, gefühlvollen Menschen achte; ferner den wackern Etatsrath Suthhoff mit seiner liebenswürdigen Gattin; den anspruchslosen Etatsrath Welzien mit seiner trocknen, eigenthümlichen Laune. Wir hielten zusammen eine Art von Kränzchen, in welchem ich Stunden genossen habe, derer Andenken mich noch lange mit froher Wehmuth erfüllen wird. O, ich weiß, auch diese meine Freunde werden meiner in ihrem traulichen Zirkel noch oft gedenken!

Doch auch die lästige Theater Direktion wurde mir plötzlich durch einen Zufall auf die angenehmste Weise erleichtert. Der Kaiser hatte nämlich seinen neuen berühmt gewordenen Michailowschen Palast vollendet, und lebte und webte nun in diesem, gleichsam durch den Schlag einer Zauberruthe hervorgegangenen Feenschlosse, welches, der Angabe nach, zwischen fünfzehn und achtzehn Millionen Rubel gekostet haben soll. Er verließ den weit bequemern und gesündern soge-

nann-

nannten Winter-Palast, um sich zwischen feuchte, dicke Mauern einzusperren, an welchen das Wasser herabfloß. Mehrere Male mußten die Leibärzte die neue Wohnung prüfen, und mehrere Male warnte ihr Ausspruch; sie wurden aber so oft und so lange wieder dahin geschickt, bis sie endlich wohl einsahen, man wolle nun einmal ein anderes, günstigeres Urtheil, und bis sie mit Achselzucken nachgaben. Der Kaiser bezog also die gifthauchende Wohnung mitten im Winter, und es gefiel ihm darinn außerordentlich. Es machte ihm Freude, seine Gäste selbst herumzuführen, und ihnen die Schätze von Marmor und Bronze, die er aus Rom und Paris hatte kommen lassen, zu zeigen. Das überströmende Lob, mit welchem natürlicher Weise die geringste Kleinigkeit bis in den Himmel erhoben wurde, und die ewige Wiederholung des Ausrufs, daß dergleichen nirgends in der Welt existire, — erregten endlich bei ihm den Gedanken, eine Beschreibung von diesem achten Wunderwerke der Welt verfertigen zu lassen. Auf eine sehr schmeichelhafte Weise trug er mir diese Arbeit auf. Mehr als Einmal sagte er mir selbst, daß er etwas Außerordentliches von mir erwarte, und setzte mich durch diese Aeußerung in eine nicht geringe Verlegenheit. Aus seiner eigenen Bibliothek erhielt ich Nicolais Beschreibung von Berlin und Potsdam, und er äußerte dabei den Wunsch, daß ich meinen Gegenstand gerade so,

nur wo möglich noch etwas weitläuftiger, behandeln möchte.

Natürlicher Weise fügte ich mich sogleich in sein Verlangen, gestand aber auch: es fehle mir an manchen zu dieser Arbeit nothwendigen Kenntnissen; ich wisse die Schönheit der Baukunst, der Gemählde, der Statüen, nicht kunstgerecht zu beurtheilen, und bitte daher um die Erlaubniß, mir kunsterfahrne Männer in diesen Fächern zugesellen zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde mir sogleich bewilligt. Ich schlug für die Antiken den berühmten Herrn Hofrath Köhler vor, welcher die Aufsicht über die in der Eremitage befindlichen Kunstschätze hat, und ein eben so erfahrner als guter, gefälliger Mann ist. Für die Baukunst erbat ich mir den Römischen Architekten Brenna, und für die Mahlerei die geschickten und liebenswürdigen Herrn Gebrüder Kügelchen.

Der Monarch gestand mir freundlich jede Hülfe zu, und ertheilte Befehl, mich jederzeit und überall im Schlosse einzulassen. Der Herr Oberhofmarschall, als Schloßhauptmann, führte mich selbst zum ersten Mal im ganzen Pallast umher, und ich gieng nun muthig an die Arbeit.

Täglich, Vormittags, Nachmittags, und oft bis spät Abends, brachte ich jetzt meine Zeit im Michailowschen Pallaste zu. Es vergieng fast kein Tag, an welchem der Kaiser mir nicht hier oder dort begegnete, wenn ich, mit meiner Schreibtafel in der Hand, die mannichfaltigen Gegen-

stän-

stände aufzeichnete; und jedes Mal blieb er bei mir stehen, um sich einige Augenblicke mit der einnehmendsten Freundlichkeit mit mir zu unterhalten, auch wohl mich zu ermahnen, daß ich ja nichts obenhin, sondern alles recht ausführlich beschreiben möchte.

Unter diesen Umständen nun glaubte ich es wagen zu dürfen, um meinen Abschied als Direktor des Deutschen Hoftheaters zu bitten. Es war am 8ten Februar, als ich diese Bitte schriftlich meinem Chef überreichte. Er hatte die Güte, manche sehr schmeichelhafte Einwendung dagegen zu machen; und als ich auf meinem Vorsatz bestand, verschob er es wenigstens auf unbestimmte Zeit. Nach einigen Tagen erinnerte ich ihn abermals, und ich wurde nicht müde, diese Erinnerungen so oft zu wiederholen, bis ich deutlich merkte, daß sie mir zu nichts helfen würden. Nun schlug ich einen andern Weg ein, um mir das lästige Theaterwesen wenigstens zu erleichtern. Ich stellte nämlich vor, daß es mir, bei meinen ununterbrochenen Arbeiten im Michailowschen Pallaste, durchaus unmöglich sey, noch die erforderliche Zeit auf das Theater zu verwenden, und daß ich daher, wenn mir mein Abschied verweigert werde, doch wenigstens um einen Gehülfen bitten müsse. Diese Bitte wurde mir gern zugestanden, und die Wahl eines Gehülfen mir selbst überlassen. So erhielt ich endlich, in der Person eines meiner lieben Freunde, einen Regisseur,

dem man ein Gehalt von 1500 Rubeln und den Betrag einer Benefiz-Komödie zusicherte. Auf seine Schultern konnte ich nun in Zukunft die drückendste Last werfen, und mir tausend Aergernisse ersparen.

Ich muß bei dieser Gelegenheit noch einige Worte über eine unverdaute Nachricht verlieren, die sich in die Zeitung für die elegante Welt eingeschlichen hat. Es heißt dort erstens, ich hätte die Schauspieler mit zu vielem Memoriren fatiguirt. Vermuthlich ist der Einsender ein träger Schauspieler: denn zu jeder Rolle von irgend einer Bedeutung waren vierzehn Tage bestimmt. — Zweitens: man habe bloß meine Stücke gespielt. Ein lächerlicher Vorwurf! Freilich waren die neuen Stücke größten Theils von mir; aber aus der sehr einfachen Ursache, weil ich keine andere hatte. Es ist weltbekannt, daß kein Buch — weder gedruckt noch als Manuskript — über die Gränze durfte, nicht einmal die Bibel; wo hätte ich denn neue Stücke hernehmen sollen? — Mir blieb nichts auszutheilen, als was der Entrepreneur Mire mir übrig gelassen hatte: Erinnerung von Iffland, das Incognito von Ziegler, und noch ein paar andere. Die habe ich gegeben; mehr konnte ich nicht geben. Ich rufe Herrn Iffland zum Zeugen auf, daß ich ihn schriftlich ersucht habe, mir seine neuen Stücke, fein geschrieben, auf einzelnen Blättern in Brie-

fen

fen zu übersenden. Selbst das war noch gefährlich; und wenn ich auch auf diesem Wege nichts erhielt, so konnte ich in Zukunft überhaupt keine neuen Stücke mehr geben: denn mit den meinigen war ich am Ende. — Wozu also ein bitterer Vorwurf, dessen Ungerechtigkeit der Einsender, wenn er in Petersburg zu Hause ist, eben so gut kennen mußte als ich?

Was er dort von mir noch sonst mit augenscheinlicher Animosität geschrieben hat, habe ich zum Theil schon widerlegt, zum Theil werde ich es weiter unten thun. Man verzeihe diese Abschweifung meinem absichtlich und hämisch gekränkten Ehrgefühl. —

Die Beschreibung des Michailowschen Pallastes war bei dem Tode des Kaisers ihrer Vollendung nahe. Da bald nacher die meisten dort befindlichen Kostbarkeiten ausgeräumt und weggebracht worden sind; und da sowohl der Bau als die ganze Einrichtung des Schlosses ein Licht auf den Charakter und den Geschmack des verewigten Monarchen werfen: so erfülle ich nicht allein den ausdrücklichen Wunsch mehrerer von meinen Freunden, sondern vermuthlich auch den Wunsch manches neugierigen Lesers, wenn ich einen kurzen Auszug aus jenem ermüdend weitschweifigen Werke hier abdrucken lasse.

Kurze Beschreibung
des Michailowschen Pallastes.

Dieser Pallast nimmt die Stelle des ehemaligen, von Peter dem Großen 1711 erbauten, sogenannten Sommer-Pallastes ein, und liegt da, wo die Moika mit der Fontanka zusammenfließt. — Die Kaiserin Elisabeth erneuerte zwar späterhin jenes Sommerschloß; es blieb aber von Holz, und drohte den Einsturz. Dauernder ist jetzt der Phönix aus seiner Asche hervorgestiegen.

Durch die Gartenstraße gelangt man zu einem Portal. Acht Dorische Säulen von röthlichem inländischem Marmor tragen Trophäen. Drei eiserne Gitterthore öffnen sich zwischen Granitpfeilern. Der Namenszug des Kaisers (von dem Johanniterkreuz umgeben) Adler, Kronen und Kränze von vergoldeter Bronce, zieren die Pforte und das Stacket. Durch das mittlere Thor durfte nur die Kaiserliche Familie fahren. Alle drei geleiten in eine, gegen dreihundert Schritt lange, und einst unter der Kaiserin Anna gepflanzte, dreifache Allee von alten Linden und Birken. Sie zieht sich links am Exercierhause, und rechts an den Stallgebäuden hinab, bis sie sich nahe bei zwei Pavillons endigt, die zu Wohnungen der Hofbeamten bestimmt waren. (Das Exercierhaus ist ein ungeheures längliches Viereck, welches im

Winter vier und zwanzig Oefen nothdürftig erwärmen.)

Jetzt führt eine Zugbrücke über einen, mit Quadersteinen ausgefütterten, fünf Faden (Klafter) breiten Kanal, nach dem Connetabel oder Vorplatze des Pallastes, der eine Länge von 56 Faden und am Kanal hinab eine Breite von 60 Faden mißt. In der Mitte desselben erhebt sich auf einem Piedestal von Marmor, zu welchem man auf drei Granitstufen empor steigt, eine kolossalische Bildsäule Peters des Großen von Erz. Sein Roß schreitet vorwärts; er selbst ist im Römischen Costüm, mit dem Lorbeerkranze um den Kopf. — Diese Statüe ward im Jahre 1744 unter der Kaiserin Elisabeth von dem Italiäner Martelli gegossen, und stand unter einem hölzernen Schuppen vergessen. Die Hochachtung des Urenkels für den Urältervater entzog sie dieser Vergessenheit. Die Vorderseite des Piedestals hat die einfache Inschrift:

PRODAEDU PRAWNUX *).

Links und rechts sind zwei Basreliefs in Bronce: die Schlacht bei Pultawa, und die Eroberung der Festung Schlüsselburg.

Jetzt stehen wir dicht vor dem Pallaste. Er bildet ein Viereck von gleichen Seiten, deren jede, die hervorspringenden Winkel ungerechnet, 49 Faden mißt. Ringsum ist er von Kanälen umgeben, die ihr Wasser aus der Fontanka erhalten. Sie fließen an Mauern von Granit, und sind an ver-

*) Dem Aeltervater der Urenkel.

verschiedenen Stellen mit fünf Zugbrücken überwölbt. — Das Fundament des Schlosses ist 9 Fuß tief; es sind Balken bei Balken eingerammt, und auf ihnen ruhet ein hölzerner Rost.

Keller und Erdgeschoß sind von Granit-Quadern erbaut, und die andern beiden Stockwerke von gebrannten Steinen, großentheils mit Marmor bekleidet; das übrige ist mit einer röthlichen Farbe überzogen, von welcher eine glaubwürdige Sage behauptet, daß sie ihre Wahl einer wirklichen Ritter-Galanterie verdanke. Eine Dame am Hofe nämlich trug Handschuhe von dieser Farbe, und der Kaiser soll einen dieser Handschuhe dem Mahler als Muster der Farbe zugeschickt haben. Gestehen muß man indeß, daß ein solches grelles Roth sich besser für Handschuhe, als für einen Pallast schickt. Einige Einwohner von Petersburg benutzten die Gelegenheit, dem Kaiser auf eine feine Art zu schmeicheln; sie ließen nämlich ihre Häuser geschwind eben so anfärben. Noch feiner benahm sich Madame Chevalier, die sich, als Iphigenia, in ein Gewand von dieser Farbe drappirte, so wenig selbe sie auch kleidete.

Man denke sich nun den Total-Eindruck, den eine ungeheure röthliche Steinmasse, von Gräben und Zugbrücken umgeben, und mit zwanzig neugegossenen metallenen Zwölfpfündern bepflanzt, auf den Fremdling, der sich zum ersten Male dem Pallaste näherte, hervorbringen mußte. Man rechne noch hinzu die mancherlei zum Theil

gera-

geradezu mit den Regeln der Kunst streitenden Verzierungen: am Eingange der Haupt=Façade zwei ungeheure, bis unter das Dach reichende Obeliske von grauem Marmor, welche den Namenszug des Monarchen in Bronce, und Trophäen von weißem Marmor tragen; — neben diesen in kleinen Nischen die, gegen diese Obeliske sehr winzig erscheinenden, Statüen der Diana und des Apoll von Belvedere, aus weißem Marmor; — über ihnen eine Colonnade von Jonischen Säulen, welche ein Portal rustique stützen; — dann wieder ein Frontispiz der Gebrüder Stagi, von Marmor aus dem Archipelagus, die Geschichte als eine geflügelte Fama darstellend, wie man sie auf der Trajans=Säule in Rom sieht; dann wieder auf der Attika zwei Göttinnen des Ruhms, die das Reichswappen halten: — dann das Dach von grün gefirnißtem Eisen, und auf demselben eine Menge weiblicher Statüen mit Mauerkronen auf den Köpfen, und mit Schilden, in denen die Wappen der Russischen Provinzen stehen; — dann am Fries, von inländischem Porphyr, folgende Inschrift mit großen Buchstaben von Bronce:

DOMU TWOJEMU PODOBAJET
SWÄTÜNÄ GOSPODNÄ F'DOLGOTU
DNEI *).

End=

*) Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses ewiglich. Psalm. 92.

Endlich über der Pforte auf dem schwarzen Marmorgrunde das Wort WOSKRESENSKIJA (Sonntags-Pforte). — Man denke sich diese hohe Verwirrung von Gegenständen, die zum Theil einzeln sehr schön sind, aber, so zusammengestellt, freilich wohl frappiren, doch schwerlich gefallen können! — Der Architekt Brenna, der das Ganze geleitet hat, giebt vor, alles dies sey der ausdrückliche Wille des Monarchen gewesen, der selbst die Zeichnungen entworfen habe; doch Andre bezweifeln das.

Aus der zweiten Façade tritt eiförmig die Kirche hervor. Sie ist mit grauem Sibirischen Marmor bekleidet; Basreliefs der vier Evangelisten, ein Gesimse von Engelsköpfen, und in zwei Nischen die Bildsäulen der Religion und des Glaubens, zieren sie. Auf der Attika stehen die Apostel Petrus und Paulus neben dem Kreuze. Aus dem Dom steigt der vergoldete Thurm empor. Ihn umgeben vier hohe Candelabern, die, gleich der Kuppel und dem Kreuze, von stark in Feuer vergoldeter Bronce verfertigt sind.

Ueber einer unweit der Kirche gelegenen Pforte, steht auf schwarzem Marmor das Wort ROSCHESTWENSKIJA (Auferstehungs-Pforte).

Vergebens habe ich zu erfahren gesucht, was der Monarch mit den beiden Benennungen Sonntags-Pforte und Auferstehungs-Pforte eigentlich habe sagen wollen. — Ein bedeuten-

tender Mann rieth mir, sie in der mir anbefohlnen Beschreibung unübersetzt zu lassen.

An der dritten Façade, nach der Seite des Sommergartens, führt eine runde, 26 Stufen hohe Treppe von Serdopolschem Granit, zu einer geräumigen Vorhalle, welche von zehn Dorischen Säulen aus röthlichem Marmor getragen wird. Der Boden ist mit weißen Marmor-Quadern ausgelegt. An den Seitenwänden stehen in zwei Nischen Aegyptische Statüen von bardiglio di Carrara, einem harten, an Farbe dem Basalt ähnlichen, Steine. Auf der Treppen-Ruhe prangen zu beiden Seiten die herrlichen Bildsäulen des Farnesischen Herkules und der Farnesischen Flora aus Erz, die in der Petersburgischen Akademie der Künste gegossen worden sind; neben ihnen zwei Vasen von Erz, auf Granitgestellen, durch einen Künstler, Namens Gastecloux, den berühmten Vasen der Medicis und Borghese treu nachgeformt.

Ueber der Colonnade erhebt sich ein breiter Balcon, mit zehn Vasen und den vier Jahreszeiten von weißem Marmor geschmückt. Die Attika wird von sechs Karyatiden gestützt, zwischen welchen ein Französischer Künstler, Namens Tibault, Basreliefs von weißem Marmor angebracht hat. Auch hier stehen Russische Provinzen auf dem Dache.

Die vierte Façade endlich ist abermals mit den Bildsäulen des Farnesischen Herkules und der

Far-

Farnesischen Flora geschmückt, doch nicht in Erz, sondern in weißem Marmor.

Das Portal wird von sechs Dorischen Säulen aus röthlichem Marmor getragen, und über demselben steigt eine Attika empor, die mit einer Balustrade umgeben ist und zugleich als Belvedere dient. — Zwei Nischen enthalten die Bildsäulen der Klugheit und der Stärke. Ein Pavillon mit einer Kuppel trägt die Schloßuhr, und auf einem kleinen Thurme wehet, wenn der Monarch anwesend ist, die Kaiserliche Flagge.

Wir haben nun den Pallast umgangen. Jetzt wenden wir uns wieder zu dem Haupteingange, und treten durch die Sonntags-Pforte in das Peristyl. Es bildet ein längliches Viereck. Auf beiden Seiten des Fahrweges steigt man zu zwei Colonnaden von 24 Dorischen Säulen empor, deren jede aus einem einzigen Granitblock gehauen ist; Soclen und Kapitäler bestehen aus Marmor von Ruskol. In der Mitte zwischen den Säulen stehen abermals Kopieen der Mediceischen und Borghesischen Vasen aus weißem Marmor, und seitswärts in Blenden zwei antike kolossalische Statüen des Herkules mit der Keule, und Alexanders des Großen.

Aus dem Peristyl geht man in den achteckigen Schloßhof, der 33 Faden im Durchmesser hat, und gegen 3 Arschinen *) höher ist, als der Bo-

*) Eine Arschine ist ungefähr so lang, wie eine Brabantische Elle.

Boden um das Schloß her. In diesen Hof zu fahren, war nur der Kaiserlichen Familie und den Ambassadeurs erlaubt.

Es läßt sich gar nicht zählen, wie oft der Namenszug des Kaisers an diesem Palast in- und auswendig angebracht ist. Auch hier im Hofe füllt er rings umher die Zwischenräume der Fenster, und in acht Nischen stehen acht der erbärmlichsten Bildsäulen, die jemals aus der Hand eines Steinmetzen hervorgegangen sind. Sie sollen Stärke, Ueberfluß, Sieg, Ruhm u. s. w. vorstellen, sind aber wahre Ungeheuer, und liefern noch einen Beweis mehr, welche disparate Verbindung zwischen Pracht und Geschmacklosigkeit nur allzu oft in diesem Palaste herrscht.

Vier Haupttreppen und zwei kleinere, geleiten aus diesem Hofe durch sehr breite Glasthüren in das Innere des Palastes. Man konnte aber auch schon aus dem Peristyl linker Hand in einen ovalen Saal treten, wo jederzeit dreißig Mann und ein Offizier von des Kaisers eigenem Leibgarde-Regiment die Wache hatten. Diese Wache wurde immer nur von demselben Regiment abgelöst, während verschiedene Regimenter die übrigen Wachen im Schlosse versahen. Die Stellung dieser dreißig Mann gerade an diesem Platze war mit vorsichtiger Klugheit gewählt; denn da der Saal mit dem einen Ende an das Peristyl, und mit dem andern an die Paradetreppe stieß, so konnte, auf dem ordentlichen

chen Wege, Niemand zu dem Kaiser gelangen, ohne diese Wache zu passiren

Die Granitstufen der Paradetreppe laufen zwischen einem Geländer von Sibirischem grauen Marmor, und Pfeilern von hellgeschliffner Bronce. Die Wände sind mit verschiedenen Marmorarten ausgelegt; die jetzt noch leeren Felder waren für Fresco-Gemälde bestimmt. Auf der Treppenruhe bewunderte man die vortrefflich kopirte berühmte Kleopatra des Capitolinischen Museums in weißem Marmor. In Seiten-Nischen sah man die Bildsäulen der Klugheit und Gerechtigkeit. Oben auf der Treppe standen zwei Grenadiere.

Jetzt habe ich den Leser bis vor die prächtigen Mahagony-Thüren geführt, deren Füllungen gänzlich mit broncirten Schilden, Waffen und Medusen-Köpfen bedeckt sind. Die Flügelthüren rechter Hand öffnen sich, und mit ihnen die Paradezimmer des Monarchen.

Ein ovales Vorgemach (in welchem die Büste Gustav Adolphs, des biedern Schweden-Königs, zu bemerken, und ein elender allegorischer Plafond von einem Russischen Maler, Namens Smuglewitsch, zu belächeln ist) führt in einen weiten Saal von gelbem, gefleckten Gipsmarmor. Ich will, meinem Vorsatz getreu, immer nur die Hauptzierden jedes Zimmers angeben. Hier bestehen sie in sechs großen historischen Gemälden, acht Arschinen hoch und beinahe sechs Arschinen breit: der Sieg bei Pultawa von Schebu-

bujeff, ein schönes, kräftiges Bild, auf welchem Peter der Große und General Scheremetoff die Hauptfiguren sind; die Einnahme von Kasan durch den Zaar Iwan Wasilewitsch, von Ogrumoff, schön gruppirt; die Erwählung des Großvaters Peters des Ersten, Michaila Fedorowitsch Romanow zum Zaar, (ein liebliches Bild, gleichfalls von Ogrumoff, der gewiß einen Platz unter den besten Geschichtsmalern seiner Zeit verdient); die Vereinigung der Russischen Flotte mit der Türkischen, und ihr Durchgang durch den Bosphorus, von Pretschetnikoff; (so merkwürdig diese Begebenheit war, so unbedeutend ist das Bild: höchstens wäre die Luft-Perspektiv zu loben) der Sieg des Fürsten Dmitri Iwanowitsch Donsky über die Tataren auf den Gefilden von Kulikoff am Don; und die Taufe des Großfürsten Wladimer, beide von einem Engländer Arkinson, dessen Pinsel zwar frappirt, dessen Griffel aber oft verzeichnet. — In diesem Saale war nachher Kaiser Pauls Katafalk errichtet

Der Leser folge mir jetzt in den Thronsaal, der fast zwölf Faden lang und ungefähr fünf Faden breit ist. Er war höchst zweckmäßig verziert, und sein Anblick erweckte in der That Ehrfurcht und Vertrauen. Ich spreche nicht von den grünen, mit Gold eingefaßten Sammettape-

ten und den prächtigen Möbeln, auch nicht von dem ungeheuren, dreizehn Arschinen hohen Ofen, der mit Bronce fast bedeckt war; sondern vorzüglich vom Thron und dessen Umgebungen. Er war von rothem Sammet, sehr reich mit Gold besetzt, und gestickt. Im Hintergrunde das Russische Wappen, umgeben von den Wappen der Königreiche Kasan, Astrachan, Sibirien und Großrußland. Dem Throne gegenüber standen in runden Blenden über den Thüren die antiken Brustbilder des Julius Cäsar, des Antonius Pius, des Lucius Verus u. s. w. Ueber ihnen erhoben sich kolossalische Figuren der Gerechtigkeit, des Friedens, des Sieges, des Ruhms; und rings um den ganzen Saal reiheten sich in lebendigen Farben die Wapen aller dem Russischen Szepter unterworfenen Provinzen (sechs und siebzig an der Zahl), und präsentirten gleichsam alle die verschiedenen Völkerschaften des Reiches. Man muß gestehen, daß diese, von dem verewigten Monarchen selbst angegebenen, Verzierungen nicht besser erfunden werden konnten, und ganz den Geist verriethen, der im Grunde, man sage, was man wolle, ihn beseelte.

Unter den kostbaren Möbeln bemerke ich nur noch einen Spiegel, den größten im ganzen Palast; er war fast sechs Arschinen hoch, und über drei Arschinen breit, aus Einem Stücke, in Petersburg verfertigt. Ferner drei herrliche Tische, der eine von Verde antico, die andern beiden

von

von Orientalischem grünem Porphyr. Alle waren länger als drei Arschinen, und über eine Arschine breit. Sie ruheten auf Säulen von Erz und Bronce, oder wurden von beinahe vier Fuß hohen Genien von Bronce getragen. Von der Decke herab hieng ein großer Kronleuchter von Bronce. Der Plafond bestand aus zwei großen, aber höchst mittelmäßigen, allegorischen Gemälden von Valeriani. Das Panier des Malteser-Ordens prangte auf beiden.

An den Thronsaal stößt die Gallerie der Arabesken, und man betritt dieselbe zwischen zwei sehr schönen Jonischen Säulen von Orientalischem, aus Rom nach Petersburg gebrachtem, Porphyr. Auf dem Gesimse stehen Marc-Aurels Büste und hohe Vasen von Sibirischem rothem Porphyr. Fünf Blenden enthalten fünf in Rom kopirte Statüen der Mediceischen Venus, des Antinous, des Germanicus, des Florentinischen Apoll und der Venus Kallipygos. — Die Architektur der Gallerie ist eine Nachahmung der berühmten Loge Raphaels in Rom, und das Ganze, gleich jener, in bunten Arabesken von Pietro Scoti, die Figuren von Vighi gemalt, aber noch nicht ganz vollendet.

Aus dieser Loge geht man durch sehr hohe und breite Spiegelthüren in die Gallerie des Laokoon. Sie hat ihre Benennung von der bekannten herrlichen Gruppe, welche in Rom nach der Antike, aus einem einzigen makellosen

Marmorblock verfertigt, und ohne die geringste Beschädigung nach Petersburg gebracht worden ist.

Die Wände zieren vier vortreffliche Gobelins, wohl sechs Arschinen ins Gevierte: Petri Fischzug; Christus, wie er die Verkäufer aus dem Tempel treibt; die Erweckung Lazari; und Maria Magdalena, Christo die Füße salbend. Ein wenig auffallend waren aber unter diese Gemälde aus der biblischen Geschichte zwei heidnische Gruppen, Endymion mit der Diana und Amor mit der Psyche, gestellt, welche Pacetti nach dem Original des berühmten Canova verfertigt hat. Da sie ganz dicht vor den Gobelins standen, so mußte das Auge gewissermaßen auf Christus und Endymion zu gleicher Zeit ruhen. —

Die Dessus-portes, zwei enkaustische Gemälde von Dallera in Rom, Ulysses und Hektors Abschied von der Andromache, waren bereits durch die Feuchtigkeit der Mauern angegriffen; ein Riß oder Sprung entstellte besonders das letztere.

Ich schweige von den köstlichen Tafeln von Breccie und Alabaster fiorito orientale; von den geschmackvollen Sammetsesseln; von den mannichfaltigen, sämmtlich in Paris gearbeiteten Broncen, u. s. w. Nur hin und wieder werde ich unter den unzähligen Pendülen eine auszeichnen.

So

So z. B. fuhren hier die in Bronce vortrefflich gearbeiteten vier Jahreszeiten auf einem Wagen, den Löwen zogen, die ein Genius an der Hand leitete; das Zifferblat war im Wagenrade angebracht. — Wendete man aber von allen diesen ächten Kunstprodukten den Blick aufwärts; o weh! so wurde man drei große Plafonds gewahr, die den ganzen Eindruck vernichteten: in der Mitte Herkules am Scheidewege von Vighi, der erträglichste; rechts die Tapferkeit durch das Verdienst belohnt, und links Gerechtigkeit und Friede sich küssend, beide von dem Unliebling aller Musen und Grazien, von Smuglewitsch. Indessen bleibt es merkwürdig, daß der Kaiser selbst die Gegenstände dieser Plafonds angegeben hatte; Er war es, der Gerechtigkeit und Frieden, Tapferkeit und Verdienst zusammen gesellte. Schade, daß er nicht eine bessere Wahl in der Person traf, welche diese Ideen ausführen mußte! — Ach! leider gieng es ihm oft und fast überall so! Immer sprudelte die Quelle, zwar gewaltig, doch krystallhell, aus diesem Felsen; aber die Gefäße, in welche sie aufgefangen wurde, waren selten von reinem Thon.

In dieser Gallerie bewachten zwei Garde-Unteroffizier mit langen Espontons den Eingang in einen ovalen Sallon, wo sechszehn Korinthische Säulen von Gipsmarmor eine Attika stützen, deren Gewölbe en caissons auf sechszehn,

von Albani verfertigten, Karyatiden ruhet. Fünf allegorische, ziemlich unverständliche Basreliefs füllen die Zwischenräume. Die Möbeln waren hier von feuerfarbenem Sammet, mit Silber durchwirkten Schnüren und Quasten, welches einen angenehmen Effekt machte.

Der Plafond, von Vighi gemalt, und weit besser als die vorigen, stellte eine Versammlung der Götter im Olymp vor. Ein gewisses überirdisches Licht umfließt den Gott Jupiter, und die Behandlung des Ganzen verräth einen nicht gewöhnlichen Künstler.

An diesen Sallon stößt der große Marmorsaal, in welchem die Malteser-Chevalier-Garde Wache hielt. Er ist fünfzehn Faden lang, fünf Faden breit, und fast sieben Faden hoch. Die Architektur desselben ist in zwei Ordnungen, bis zur Attika hinauf, in große Marmorfelder getheilt, die aus breccia coralina di Genova bestehen, und deren Füllungen mit schwarzem Marmor von porto Venere bekleidet sind. Lange, platte, darauf geheftete Wandleuchter von polirter Bronce nahmen sich auf dem schwarzen Grunde vortrefflich aus. An der einen schmalen Seite des Saales ist ein Chor von weißem Marmor angebracht, mit einem Geländer von geschliffener Bronce, auf welchem zehn sehr große Vasen-Leuchter von Bronce standen.— Die noch leere Decke war für einen in Rom gemalten Parnaß bestimmt.

Eine

Eine breite, von zwei prächtigen Jonischen Säulen aus Sibirischem Marmor getragene, Nische theilt den Saal in zwei gleiche Theile. In ihr ist ein Kamin von weißem Marmor, auf vier mit lapis lazuli und Sibirischem Achat inkrustirten Termen. Links und rechts an der Wand hinab sind noch zwei ähnliche Kamine, von vier Blenden umgeben, deren Hintergrund aus dem eben so seltnen als sonderbaren Gipolino antico besteht, der ganz wie grünes versteinertes Holz aussieht. Schön ist diese Marmorgattung nicht, aber sie frappirt. In den Blenden standen vier nach Antiken in Rom verfertigte Bildsäulen: Mercur, Bacchus, Flora und Venus. — Ich schweige von der herrlichen Bronce, aus welcher Pendülen, Armleuchter, Vasen, kleinere Statüen, und sogar die Feuerböcke gearbeitet waren.

Der Saal endigte sich in eine große Nische, die abermals von zwei Jonischen Säulen gebildet wurde. Durch sie gelangte man in den runden Thronsaal.

Hier stützten sechszehn kolossalische Atlanten die gewölbte Kuppel. Rother Sammet mit Gold und vergoldetem Schnitzwerk bekleidete die Wände, und eben dergleichen Vorhänge versteckten die Fenster, ein einziges ausgenommen, welches, in Silber gefaßt, aus einer einzigen Glasscheibe bestand. — Der Thron unterschied sich von dem bereits erwähnten bloß durch die Anzahl der Stufen, indem dort acht, hier aber nur drei hinauf

 führ-

führten. Der Thronsessel, von gediegenem Silber, war noch in der Arbeit. — Ein Kronleuchter, $4\frac{1}{4}$ Arschine hoch, und acht Wandleuchter, $3\frac{1}{2}$ Arschine hoch, waren sämmtlich von gediegenem Silber, abwechselnd matt und polirt, herrlich gearbeitet, aus der Fabrik des kunstreichen und geschmackvollen Dänischen Etatsrathes Buch. — Der Plafond ist en camayeux und Gold, mit Arabesken, von Carlo Scoti gemalt.

In diesem Saale hatte der Kaiser, kurz vor seinem Tode, einige Veränderungen zu machen befohlen. Die Felder von Purpur-Sammet sollten durch dergleichen von gelbem Sammet mit einer außerordentlich kostbaren Stikerei in Silber ersetzt, und in den Winkeln große Rosen von gediegenem Silber, Medaillons und Lorbeerzweige angebracht werden. Auch die beiden Tafeln, die Armleuchter, die Uhren u. s. w. wollte er sämmtlich mit silbernen vertauschen, wozu bereits vierzig Pud*) Silber abgeliefert waren.

Jetzt öffnet sich die Thüre in die innern Zimmer der Kaiserin. Das erste war mit hellblauer Hautelisse behängt, in welche Ansichten des Lustschlosses Pawlowsky gewirkt waren. Im Hintergrunde des Zimmers eine Nische, von zwei kostbaren Porphyr-Säulen Jonischer Ordnung getragen. Vor ihr, die Gruppe des Apoll und der

*) Ein Pud wiegt beinahe fünf und dreißig Berlinische Pfund.

der Daphne, eine Kopie nach Bernini, aus Carrarischem Marmor. Vasen, Pendülen und Tafeln von Porphyr, Achat, dem köstlichen Alabaster fiorito orientale, rosso antico, Bronce u. s. w. füllten das Zimmer. Enkaustische Gemälde von Dallera schmückten die Thüren. Der Plafond, so wie die meisten folgenden, war en gouache von Cadenacci gemalt.

Durch die Thüren von Mahagonyholz, mit Rosen- und Cedernholz ausgelegt, reich mit vergoldeter Bildhauerarbeit verziert, deren weiße Marmorbekleidung mit lapis lazuli, Bronce und Malachit incrustirt ist, tritt man in ein Cabinet, das eine eben so überladene Pracht hat, als die Thüren selbst. Fast schmerzt das Auge beim ersten Blicke, den man darauf wirft. Die Wände sind grauer Sibirischer Marmor; die Füllungen lapis lazuli mit Leisten von Bronce; in den Ecken Sibirischer Achat; die Lambris giallo und nero antico; das Gesimse broncene Löwenköpfe auf lapis lazuli; über dem Gesimse Basreliefs auf goldenem Spiegelgrund; Divan, Tabourets und Vorhänge gestickter Goldstoff; eine Nische mit zwei unschätzbaren Korinthischen Säulen von Alabaster fiorito orientale aus Einem Stücke; die Piedestale mit verde antico und lapis lazuli incrustirt; die weiße Marmorgruppe des Kastor und Pollux von Albagini; in kleinen Seiten-Nischen die Musen des Trauer- und des Lustspiels; der Kamin von Verde antico,

Ma-

Malachit, Bronce; Tische, Vasen und Figuren von Achat, Bronce u. s. w.; herrliches Porcellain in Raphaelscher Manier mit Arabesken bemalt; Alles dies, und noch weit mehr, befand sich in einem Cabinet, das kaum ein Paar Faden lang und breit seyn mag.

An dieses Cabinet stieß das Parade-Schlafzimmer, welches einfachere, und eben darum gefälligere, Pracht darstellte. Es ist sehr groß; die Wände von Gips Marmor, die Einfassung Blätter-Guirlanden auf goldnem Spiegelgrund.

Hinter einer, dreizehn Arschinen langen, Balustrade von Silber, welche vierzehn Pud wiegt, stand das Bett von reichvergoldeter Bildhauerarbeit, unter einem Himmel von hellblauem Sammet mit silbernen Quasten. Links und rechts tragen Korinthische Säulen das mit Arabesken auf goldenen Spiegelgrund gemalte Gesimse; zwischen den Säulen sind blausammetne Divans, und hohe Spiegel aus Einem Stücke. — An einem Kamin von weißem Carrarischen Marmor ist das Gesimse theils mit lapis lazuli, theils mit Florentinischer Mosaik in edlen Steinen (Amethyst und dergleichen) geziert, welche in lebendigen Farben Fruchtstücke täuschend nachahmen. — Ein allegorischer, mittelmäßig gemalter, Plafond von Valeriani ist mir unverständlich geblieben.

Der Saal, welcher mit diesem Prunkschlafzimmer in Verbindung steht, ist einfach, und diente theils zum Speisen, theils zu Concerten.

Au-

Außer zwei Kaminen und mehrern Vasen von Sibirischem Porphyr, zeichnete sich hier nichts besonders aus. Mir aber war dieser Saal dennoch merkwürdig, weil er den jüngern Großfürsten zu ihren Spielen diente. Ich traf sie verschiedene Male daselbst an; es sind ein Paar muntre, lebhafte Prinzen, freundlich und höflich gegen Jedermann. Die zärtliche Muttersorgfalt — denn bekanntlich ist die jetzt verwittwete Kaiserin eine der liebevollsten Mütter — hatte die Glasthüren, welche auf den Balkon hinaus gehen, in einer Höhe von etwa vier Fuß mit Küssen belegen lassen, um jeden Unfall zu verhüten.

Ich führe den Leser links aus diesem Saal, indem ich die eigentlichen Wohnzimmer der Monarchin für jetzt rechts liegen lasse. Wir gehen durch ein minder bedeutendes Zimmer in das Thronzimmer der Kaiserin. Der Thron selbst glich, die Größe ausgenommen, dem Throne des Kaisers; doch führte nur Eine Stufe zu ihm hinauf. — Eine große Nische, von zwei kolossalischen Karyatiden getragen, faßt einen herrlichen weißen Marmor-Kamin, den en bas relief die neun Musen zieren. — Die Pracht der Möbel war eben so, wie in den vorigen Zimmern; doch zeichne ich eine allerliebste Pendüle aus: Phöbus, der auf seinem Wagen, mit zwei raschen Pferden bespannt, am Himmelsbogen herauffährt. Das Zifferblatt ist im Wagenrade und das Ganze erhebt sich, durch die außerordentlich

sau-

saubere Arbeit, zu einem wahren Kunstwerke. — Der Plafond von Mettenleiter, das Urtheil des Paris, hat einigen Werth; so auch die dessus-portes, Malerei, Bildhauer- und Baukunst, von Bessonoff, Zögling der Akademie der Künste in Petersburg.

An das Thronzimmer stößt die Gallerie Raphaels. Sie hat diesen Namen von vier kostbaren Hautelissen, welche fast die ganze Länge der einen Wand, wenigstens zwölf Faden lang, bedecken. Es sind vortreffliche Kopieen vier bekannter Gemälde von Raphael im Vatikanischen Palaste: die Anrede Constantins an seine Soldaten in der Schlacht wider den Maxenz; die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel; die berühmte Schule von Athen, und endlich der eben so berühmte Parnaß, wo Apoll auf der Violine spielt. Ich verweise den Leser auf des Herrn von Ramdohr schöne Beschreibung dieser Gemälde, vor deren Kopien ich manche Stunde zugebracht, und mich oft vergessen habe. — Ein großer und zwei kleinere Plafonds von Mettenleiter verdienen bemerkt zu werden. Der mittlere stellt den Tempel der Minerva dar, auf dessen Stufen die freien Künste sich gelagert haben. Das Gesicht des Griechen, der die Baukunst repräsentirt, ist ein Portrait des Architekten Brenna, und in dem Gesichte des Malers hat Mettenleiter sein eigenes kopirt. Die kleineren Plafonds: hier

hier Prometheus, der den Menschen belebt; dort Fleiß und Faulheit. — Herrliche Broncen, Marmor-Kamine u. s. w. schmücken auch diese Gallerie.

Aus ihr gieng man in einen länglichen Saal, in welchem eine sehr schöne antike Bildsäule des Bacchus, und eine vielleicht eben so schöne moderne Diana, von Houdon, die Augen auf sich zogen. Außer diesen war der ganze Saal noch mit antiken Büsten, Basreliefs, Sarkophagen, Vasen u. s. w. von sehr verschiedenem Werthe, angefüllt.

An diesen Saal endlich stößt das Vorzimmer der Garden, wo ein Detaschement der Garde zu Pferde beständig Wache hielt. Es zeichnet sich bloß durch vier Jonische Marmorsäulen aus, und hat einen schlechten Plafond von Smuglewitsch, auf welchem Curtius sich sehr ungeschickt in den Abgrund stürzt.

Jetzt treten wir wieder heraus auf die Paradetreppe, und sind so von der Rechten zur Linken die Prunkzimmer der bel étage durchgegangen. Am 8ten November 1800 weihete der Kaiser den Palast mit großem Pomp ein, speiste dort zum ersten Mal, und gab dann dem zahlreich herzuströmenden Publikum eine prächtige Maskerade, bei welcher alle die beschriebenen Zimmer offen, und mit vielen tausend Wachskerzen erleuchtet waren, die den Glanz verdoppelt zurückstrahlten.

ten. Getanzt wurde im großen Marmorsaal und in der Gallerie des Raphael.

Jetzt wird der Leser begierig seyn, auch die innern Wohnzimmer des Kaisers und der Kaiserin kennen zu lernen. In die Zimmer des Monarchen führte eine Thür aus der Gallerie des Raphael. Ein einfach gemaltes Vorzimmer wurde bloß durch sieben Gemälde von Karl Vanloo geschmückt, welche die Legenden des heiligen Gregorius darstellen.

Das zweite, weißgetäfelt mit goldenen Rändern, hatte in den Füllungen ein paar sehr schöne Landschaften, und einige Ansichten des Palastes selbst. Besonders aber zeichnete es sich durch einen herrlichen Plafond von Tiepolo aus: Marcus Antonius bei der Tafel, und Kleopatra, wie sie die Perle in den Becher wirft. Das Costum auf diesem Gemälde hat die ehrliche Unwissenheit des Malers äußerst drollig verfehlt.

Im dritten unmittelbaren Vorzimmer sind die Wände fast ganz mit sechs Landschaften von Martinoff bedeckt, welche Ansichten der Lustschlösser Gatschina und Pawlowsky darstellen. In sechs eleganten Mahagony-Schränken, auf welchen zwanzig der kostbarsten Vasen von Porphyr, orientalischem Alabaster u. s. w. standen, wurde die Handbibliothek des Kaisers aufbewahrt. Hier hielten sich die Kaiserlichen Leib- oder Kammerhusaren auf. Eine Nebenthür führte in die Küche, die

die einzig zum Dienst für die Person des Monarchen bestimmt war, und in welcher, auf sein ausdrückliches Verlangen, bloß eine Deutsche Köchin seine Speisen bereitete. Auch in dem alten Winter-Pallaste hatte er kurze Zeit vorher eine solche Küche dicht neben seinen Zimmern einrichten lassen. — O! wer könnte, bei solchen, vielleicht nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, den mächtigsten Monarchen des Erdbodens beneiden!

Eine andere Nebenthür verschloß ein kleines Zimmer für die Kammerhusaren, welches unmittelbar an eine in der Folge sehr merkwürdig gewordene Wendeltreppe stieß, die auf den Hof leitete, wo nur ein einziger Mann Wache stand.

Aus dem Bibliothek-Zimmer trat man in das eigentliche Wohn- und zugleich Schlafzimmer des Kaisers, wo er auch gestorben ist. Es war groß, und maß, wenn ich nicht irre, fünf oder sechs Faden ins Gevierte. Eine Menge Landschaften, die meisten von Vernet, auch einige von Wouvermann und van der Meulen, hiengen an der weißgetäfelten Wand. Ein kleines Feldbett, ohne Vorhänge, bloß von einem Schirm umgeben, stand in der Mitte; über dem Bette hieng ein Engel — kein Schutzengel — von Guido Reni. — In einer Ecke des Zimmers hieng das Bild eines alten Ritters als Fahnenträger, von Jean le Duc, ein herrliches Gemählde, welches der Kaiser vorzüglich hoch schätzte.

Mit allen diesen kostbaren Bildern contrastir-te sehr auffallend ein herzlich schlechtes Gemähl-de von Friedrich dem Zweiten zu Pferde, und in einer Ecke stand, auf einem marmornen Piedestal, ein eben so schlechter, bekannter Gips-abguß von der Büste desselben Monarchen.

Der Schreibtisch war in mehr als Einer Rück-sicht merkwürdig. Er ruhete auf Jonischen Säu-len von Elfenbein, mit Bronce-Soclen und Ka-pitälern. Ihn umgaben ein sehr fein gearbeite-tes Geländer von Elfenbein, mit kleinen Vasen, ebenfalls von Elfenbein, besetzt. An zwei mit Bronce verzierten Armleuchtern von Elfenbein, auf einem Würfel von Bernstein, waren vier Pa-sten nach einem Modell von Lebrecht ange-bracht: der Kaiser, die Kaiserin, die beiden Groß-fürsten, und die Großfürstin Elisabeth. Die Ta-fel sowohl als der Leuchter, sind ein Werk der Kaiserin; sie, die Beschützerin der Künste, und selbst Künstlerin, hat nicht nur alles eigenhändig gedrechselt, sondern auch die sehr ähnlichen Pa-sten geformt.

Noch hieng an der einen Wand eine Abbil-dung aller Militair-Uniformen des Russischen Rei-ches. — Die übrigen kostbaren Möbel überge-he ich mit Stillschweigen.

Man hat ausgesprengt, und tausendmal wie-derholt, der Kaiser habe in seinem Zimmer eine Fallthür und noch einige andere verborge-ne Thüren gehabt. Ich kann versichern,

daß an diesem Gerüchte nicht ein wahres Wort ist. Schon der kostbare Teppich, der den ganzen Fußboden bedeckte, machte eine Fallthür unmöglich. Uebrigens hatte der Ofen auch keine Füße, und folglich war unter demselben kein Raum, wie vorgegeben worden ist. Zwei Tapetenthüren waren zwar wirklich in dem Zimmer; die eine verschloß aber bloß einen Winkel, dessen Bestimmung man leicht errath, und die andere einen Schrank, in welchem die Degen der arretirten Officiere aufbewahrt wurden. Nicht einmal die doppelten Thüren, welche aus des Kaisers Schlafgemach in die Zimmer der Kaiserin führten, waren offen, sondern in- und auswendig fest verschlossen und verriegelt.

Auch der Eingang aus dem Bibliothek-Zimmer hatte doppelte Thüren, und, bei der außerordentlichen Dicke der Mauern, war zwischen diesen Thüren Platz genug, um links und rechts kleine verborgene Thüren in der Mauer anzubringen. Diese existirten zwar wirklich; doch die rechts verschloß bloß ein Behältniß für die Fahnen, und die links entdeckte ein escalier dérobé, welcher zu einigen Zimmern des Kaisers im Erdgeschosse führte.

Hier fand man zuerst ein großes weißgetäfeltes Zimmer, in dessen Wand eine alte Uhr, von Dinglinger in Dresden 1714 verfertigt, angebracht war. Drei silberne Zifferblätter zeigten, außer den Stunden, noch die Veränderung der

Witterung und der Winde an. Diese Uhr stand ehemals im Gartenhause Peters des Ersten.

Hierauf folgte ein rundes getäfeltes Cabinet, in welchem sich zwei Italiänische Statüen (eine Vestalin und eine opfernde Figur), ferner ein Apoll, in der Kunst-Akademie zu Petersburg gearbeitet, prächtige Vasen von porcellaine de Seve und eine herrliche Tafel von rosso antico besonders auszeichneten.

In dem daran stoßenden, gleichfalls getäfelten Zimmer hieng ein sehr schön gesticktes Portrait Peters des Großen. — Auch hier standen kostbare Gefäße von porcellaine de Seve, und einige mannshohe Vasen von blauem Porcellain aus der Petersburgischen Fabrik.

Das letzte Zimmer endlich, das eigentliche Schreibzimmer des Kaisers, war herrlich mit Nußbaumholz getäfelt, mit Laubwerk von lackirtem Holz eingefaßt; in den Füllungen sehr lebhafte auf das Holz gemahlte Abbildungen von Göttern, unter Blumenguirlanden, auf welchen sich Vögel wiegten. Der Anblick dieses Zimmers machte einen sanften, angenehmen Eindruck. — Die Möbel sind auch hier prächtig, besonders ein Schrank, von dem berühmten Röntgen in Neuwied. — Ein kleines Monument auf dem Tische, mit der Inschrift: Marie, le 21 Avril *) 1791, war vermuthlich auch ein Werk der Kaiserin.

*) Bekanntlich der Geburtstag der Kaiserin Katharina der Zweiten.

serin. — Ein Dejeunner-Service aus der Petersburgischen Porcellain-Fabrik, mit bunten Ansichten des Michailowschen Pallastes, bewies abermals die Vorliebe des Monarchen für diese eigne Schöpfung.

Noch ein Wort von den eigentlichen Wohnzimmern der Kaiserin. Man gelangte in dieselben aus dem oben beschriebenen Concert- oder Speise-Saal. Durch ein Gemach, welches Eleganz und Freundlichkeit in einem hohen Grade mit einander verband, trat man in ein Prachtzimmer, dessen Wände aus grauem Sibirischem Marmor, die Füllungen aus lapis lazuli und Porphyr, die Einfassungen aus buntem Marmor, und die reichen Verzierungen aus vergoldeter Bronce bestanden. Hin und wieder waren antike Brustbilder auf Porphyr-Grund vertheilt; die Füllungen der Lambris breccia. Den Kamin trugen alabasterne Säulen; der Fries war verde antico, u. s. w. Die Möbel entsprachen der Pracht der Wände. Der Kronleuchter vom schönsten Krystall hatte 20,000 Rubel gekostet.

Das Toilett- und Arbeitszimmer der Kaiserin stieß an dieses Prunkgemach. Es war getäfelt; Bücherschränke und Kommoden vom auserlesensten Mahagony-Wurzelholz Mehr als die mit goldnen Gefäßen besetzte Toilette zeichneten sich vier liebliche Original-Gemählde aus, eins von Marie Gerard, die übrigen drei von Greuze, unter andern auch die junge Dir-

ne, die von der Mutter ausgescholten wird, weil sie, nur mit ihrem Herzen beschäftigt, einen Vogel zu füttern vergessen hat, der nun verhungert ist. — Diderot hat in seinem Werke über die Mahlerei dieses Bild weitläuftig beschrieben. — Der Schreibtisch stand in der Mitte des Zimmers, und trug häufige Kennzeichen edler Beschäftigungen. — Man sagte mir, daß dieses Zimmer der Monarchin zugleich als Schlafzimmer diene, weil es vorzüglich trocken sey.

Das letzte Zimmer endlich war ein Boudoir oder rundes Cabinet, welches abermals von Pracht strotzte. Hellblauer Sammet, mit einer gestickten Borte in reichen goldenen Rahmen, bedeckte die Wände. Bronce, Marmor, lapis lazuli und andere edle Steinarten waren überall verschwendet. Vorzüglich kostbar schien mir eine sehr große Vase von rothem Porphyr auf einem dergleichen Gestelle, mit Soclen und Aufsatz von Malachit, zusammen über fünf Fuß hoch. — Ein Teppich von Französischer Hautelisse bedeckte den Boden.

Da dieses Cabinet, welches neben des Kaisers Schlafzimmer lag, nur die Ecke des Pallastes einnahm, so stießen beide Schlafzimmer nach hinten zu an einander, und hatten nur Eine Wand. Die ungeheure Dicke der Mauern macht es aber begreiflich, daß die Monarchin erst spät von dem Tode ihres Gemahls unterrichtet wurde.

Au-

Außer dem Kaiser und der Kaiserin, wohnten in der bel étage nur noch der Großfürst Constantin mit seiner Gemahlin und die Staatsdame, Fräulein Protassoff. In dem Zimmer der Großfürstin Anna ist mir eine Uhr aufgefallen, welche die Inschrift hat: L'amour reduit à la raison. Amor erscheint gefesselt, und die Vernunft hält seine Kette. Hier, unter den Augen einer so schönen und liebenswürdigen Fürstin, ist das wohl keine Strafe für den Amor. — In dem Zimmer ihres Gemahls ist eine Kopie des Hermaphroditen aus der villa Borghese, und einer das Bad verlassenden Venus aus der Florentinischen Gallerie bemerkenswerth.

Im untersten Stockwerk ist, außer einem sehr kleinen, noch nicht einmal vollendeten Theater, besonders die Kirche zu bemerken. Vierzehn Jonische Säulen von Serdopolschem Granit, jede aus Einem Stück, mit Kapitälern und Soclen von polirter Bronce, tragen die Emporkirche. Der Hochaltar ist ein Achteck von schwarz- und weißem Marmor, in welches drei Thüren geleiten: die mittlere von gediegenem Silber in durchbrochener Arbeit, mit sechs vom Professor Giovenco auf Kupfer gemahlten Medaillons. Ueber der Thür eine Glorie von Silber; die Bekleidung lapis lazuli und Bronce. Das Altar-Gemählde, die Einsetzung des Abendmahls, von Akimoff, Professor der Akademie. Dies- und jenseits der Mittelthür eine herr-

liche Korinthische Säule von Porphyr, mit Soc-len und Kapitälern von Bronce, die Füllung des Piedestals ganz mit lapis lazuli ausgelegt. Vor den Bildern hangen silberne, und in der Mitte sogar eine goldene Lampe, mit Brillanten reich besetzt. Hoch oben im Hintergrunde schließt sich die Aussicht mit einem sehr großen Gemählde, (leider von Smuglewitsch!) auf welchem der Erzengel Michael, der Schutzpatron der Kirche, die bösen Geister in den Abgrund stürzt. Der schamhafte Künstler, der diese Gruppe doch nicht anders als in puris naturalibus darstellen wollte, hat sich eines komischen Mittels bedient, die Decenz zu retten. Ueberall nämlich, wo die Schamtheile des Einen Geistes sichtbar zu werden drohten, bedeckte sie der Mahler mit der Hand oder mit dem Fuße eines andern, welches doch am Ende höchst indecent aussieht. — In der Kuppel hat Karl Scoti die Dreieinigkeit in den Wolken, von Engelsköpfen umgeben, gemahlt. Zum Glück für den Mahler ist das ganze Bild durch die Feuchtigkeit schon fast unkenntlich geworden. — Vier Logen an beiden Seiten des Altars, mit Brüstungen von Marmor und Bronce, waren für die Kaiserliche Familie bestimmt.

Das Erdgeschoß wurde von dem Großfürsten Alexander mit seiner Gemahlin, dem jungen Großfürsten Nikolai Pawlowitsch, der Fürstin Gagarin, dem Oberhofmarschall Narischkin, und dem Lieb-

Lieblinge des Kaisers, Grafen Kutaissow, bewohnt. Ich will, um nicht weitläuftig zu werden, nur noch kurz die Zimmer des Thronfolgers, jetzigen Kaisers, beschreiben. Sie waren minder kostbar; ich gestehe aber, daß sie mir besser gefallen haben, als die Prunkzimmer der bel étage. Auch erinnere ich mich mit Vergnügen an die außerordentlich humane Behandlung und das höfliche Zuvorkommen aller den Großfürsten umgebenden Personen. Die Milde des Herrn hatte das Herz jedes Dieners erwärmt, und ein Jeder sprach mit Enthusiasmus von dem edlen Paare, dem er anzugehören das Glück hatte.

Das Toilett-Zimmer der Großfürstin Elisabeth, jetzigen Kaiserin, war mit kostbaren Lioner-Tapeten behängt. Zwei schöne Jonische Säulen von roth- und weißgeflecktem Marmor aus Olonetz, zierten eine Nische, und trugen ein Gebälk, das mit antiken Büsten geschmückt war. Neben diesen zwei Statüen von Carrarischem Marmor: eine trauernde weibliche Figur, die den Kopf in die Hand stützt, und ein Mädchen mit einer Taube.

Noch verdiente hier ausgezeichnet zu werden: eine Tafel, mit allen Marmorgattungen des Russischen Reiches eingelegt, und eine Pendüle, Bacchus auf einer Tonne, an welcher das Zifferblatt angebracht war.

An dieses Zimmer stieß ein allerliebstes, mit Spiegeln gleichsam tapeziertes Cabinet. In einer

ner Nische, von zwei Säulen aus Französischem Marmor gestützt, der Divan, der, so wie die übrigen Drapperieen des Zimmers, aus einem geschornen Rosa-Sammet bestand, der wie mit weißen Spitzen überzogen zu seyn schien. Es ist unbeschreiblich, welchen angenehmen, sanften Effekt dieses Cabinet, mit seinen dem Ganzen entsprechenden Möbeln, hervorbrachte. Ein Schreibtisch mit Büchern bedeckt, und ein Patent-Fortepiano von Longman und Broderip, bewiesen, daß hier mehr als Eine Muse ihre Wohnung aufgeschlagen hatte.

Das Schlafzimmer imponirte. Die großen Felder der Wände, halb Purpur-Sammet, halb Goldglacé, waren, durch eine in Gold gestickte Guirlande von Zweigen in einer Schlangenlinie, in zwei Hälften getheilt. Eben so war auch das Bett drappirt. Hier und dort sah man Statüen von Marmor und Erz. Das Ganze war prächtig, ohne dem Auge weh zu thun. Aber leider konnte das Zimmer zu dem bestimmten Zwecke nicht gebraucht werden: denn hier war die Feuchtigkeit besonders merklich, und hatte der Großfürstin bereits mehrere Male Unpäßlichkeiten zugezogen. Die dessus-portes, enkaustische Gemählde, waren so davon angegriffen, daß man die Gegenstände gar nicht mehr unterscheiden konnte.

Das Schlafzimmer stand mit dem Antiken-Saal in Verbindung, welcher einige und funfzig

zig Statüen, Büsten, Sarkophagen u. s. w. enthielt. Ich will nur die vorzüglichsten auszeichnen.

1) Eine herrliche kolossalische Büste der Juno, zwei Fuß vier Zoll hoch, steht auf einem Sarkophag mit drei Basreliefs und einer Inschrift. Erstes Basrelief: Eine weibliche Figur in fliegendem Gewande, hält mit beiden Händen etwas empor. Darunter zwei Masken. — Eben dasselbe ist gegenüber wiederholt. — Drittes Basrelief: Bacchus mit Weintrauben, neben ihm die cista mystica, auf welcher ein Hund sitzt, jenseits eine Schlange. Die treu kopirte Inschrift ist:

P. SCANTIVS PI.

OLIMPVS

FECIT. SIBI. V. A. LXX SINE. CRIMINAE.

VITAE ET SCANTIAE AbELE CONLIBERT

OPTINA. AEDESE. βENE. MERITAE.

Herr Hofrath Köhler hat diese Inschrift gleichfalls kopirt, und wird vielleicht versuchen, sie zu erklären.

2) Schönes Brustbild eines jungen Apoll, mit langen herabfliegenden Haaren.

3) Ein sehr schöner Silen, fast drei Fuß hoch, in einer Hand die Schale, in der andern die Weintraube.

4)

4) Eine dreiseitige Ara mit Basreliefs, wovon besonders das Eine merkwürdig ist: nämlich ein Mann, mit einer gezackten Krone auf dem Haupte, der in einer Hand ein Schwert, und in der andern einen abgehauenen Kopf hält. — Die andern beiden stellen einen Satyr mit Hahn und Fruchtkorb, und eine Bacchantin dar.

5) Ein Sarkophag mit Bocksköpfen und Fruchtschnüren. Auf einem hervorspringenden Absatz liegen zwei todte Kinder. Ein Schwan fliegt aufwärts. Die Inschrift:

D. M.

M. MVTIVS. M. L. AVRILIVS.

AGITATOR.

FAC. CARAMANTINIC.

VIXIT. ANN. XXXV.

AGITAVIT. AN. XII.

6) Eine runde Basis, auf welcher vermuthlich ein Aschenkrug gestanden hat. Ringsum läuft ein vortrefflich und fleißig gearbeitetes Basrelief, dessen Figuren fast ganz frei stehen. Es stellt eine wilde Schweinsjagd vor. Auf der einen Seite der Eber; unter seinen Füßen ein Sterbender; hinter ihm zwei Männer in Mänteln; vor ihm Hunde. Auf der andern Seite ein nackter gehelmter Jüngling mit dem Spieße, und mit einem Hunde neben sich. Hinter ihm abermals zwei männliche Figuren. Der Herr Hofrath Köhler

ler rieth auf Kastor und Pollux; oder das Basrelief, meinte er, könne eine Anspielung auf den Verstorbenen enthalten. Das letztere scheint mir treffender. Vielleicht zog der Jüngling, wie wir ihn rechter Hand sehen wohlgemuth mit einigen Freunden auf die Jagd; und linker Hand fand er seinen Tod unter dem Hauer des Ebers. Die Inschrift, welche sich D. M. CORNELI anfängt, ist mir durch einen Zufall verloren gegangen; doch weiß ich, daß von der Jagdgeschichte nichts darin stand.

7) Eine herrliche, unmittelbar aus Griechenland gebrachte, drei Fuß hohe Büste des Achilles, von Parischem Marmor.

8) Ein Bacchus, 3 Fuß 2 Zoll hoch, vortrefflich gearbeitet. Er hält in einer Hand die Weintraube, in der andern das Gefäß. Ein Bocksfell bekleidet, und Weinreben bekränzen ihn. Er steht auf einem Cippus mit folgender Inschrift:

D. M.
ANTISTIAE.
TERSIPIDI.
V. A. XX. D. V.
ANTISTIA. APATE.
SOROR. GEMELLA.
FECIT. PIENTISSIMAE.

9) Eine denkende Muse, an einen Fels gelehnt, 3 Fuß 9 Zoll hoch. Die Drapperie ihres Gewandes ist besonders bemerkenswerth.

10)

10) Ein sehr schöner Torso des Herkules, 3 Fuß 2 Zoll hoch.

11) Eine vortreffliche Doppelbüste des bärtigen Indischen Apoll und der Ariadne.

12) Eine sehr niedliche Büste des Marcus Aurelius.

Dies sind die Stücke, welche den Alterthumskenner vorzüglich intressiren werden.

Auch die Liebhaber der Mahlerei finden in diesem Saale noch einige Nahrung. Acht große Landschaften von Chedrin, Ansichten der Lustschlösser Pawlowsky, Gatschina und Peterhoff darstellend, bedecken die Wände, und zwei schöne Plafonds von J. P. Scoti, Cephalus und Prokris, und die Geburt der Venus aus dem Meere, zieren die Decke.

Die inneren Zimmer des Großfürsten (jetzigen Kaisers) waren klein, und zeichneten sich weniger durch kostbare Möbel, als durch einige schöne Originalgemählde aus. Ich rechne hieher: Achill von Ulysses unter den Weibern gefunden, von Angelica Kaufmann. Eine weinende Frau neben einem Entschlummerten, und ein dabei stehender Engel, der vorwärts deutet, von Karl Maratti, 1682, Juno und Diana von Pesca, u. s. w.

An diese Zimmer stieß ein allerliebstes, von dem Herrn Oberhofmarschall Narischkin für die Großfürstin zubereitetes Bad. Die Wände rings um, und so auch die Decke, waren mit feinem

Nessel=

Nesseltuche auf Rosagrunde drappirt, und der Boden mit weißem Tuche belegt. In der Mitte der Badewanne war ein Springbrunnen, der, sobald man einen silbernen Hahn drehte, sein Wasser in die Höhe spritzte. Ueber dem Bade ein drappirter Himmel, der, auf Verlangen, wohlriechendes Wasses herab regnete. Vermittelst anderer Hähne konnte man auch warmes Wasser hereinlassen. Die Wand, dem Bade gegenüber, war ein einziger Spiegel, und im Helldunkel einer Nische lud eine Ottomanne zur Ruhe ein.

Auch noch ein sogenanntes Russisches Dampfbad stieß an dieses sehr liebliche Cabinet; doch weis ich nicht, ob die schöne, zarte Deutsche Fürstin sich bereits daran gewöhnt hat. Mir kommt ein solches Bad wie eine Hölle vor, und ich habe es nie über mich gewinnen können, weiter als bis auf die Schwelle zu treten.

Außer diesen Zimmern hatte der Großfürst auch noch einige Prunkgemächer und einen großen Saal, in der Mitte durch eine Arcade auf Ionischen weißen Marmorsäulen getheilt, und mit herrlichen Original-Gemählden behängt, worunter eines von Rubens (ein Faun, den eine Bacchantin umarmt) ganz vorzüglich zu bemerken ist. — Der Saal endigt sich abermals in eine Arcade auf vier Ionischen Säulen, neben welchen zwei vortreffliche Statüen von Cavaceppi, ein Faun und eine Bacchantin, stehen.

Durch

Durch diesen Saal wurde man endlich in das Audienz- oder Thronzimmer des Großfürsten geführt, dessen Wände rother Purpursammet, mit Silber reich gestickt, bedeckte. Hier ertheilte der Großfürst Audienz unter einem Thronhimmel, doch stehend, und keine Stufen führten zu dem Teppich, auf welchem er stand. —

Im obersten Stockwerke des Pallastes wohnten die jungen liebenswürdigen Großfürstinnen Maria und Katharina, mit ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin Liewen. Ihre Wohnungen waren einfacher, doch sehr elegant.

Unten im Hofe befand sich noch ein großes, Wachthaus, mit einer Compagnie der Leibgarde besetzt. Die mir hin und wieder zu Ohren gekommene Aeußerung, als sey die Anzahl der Wachen nicht hinlänglich gewesen, das Schloß zu sichern, ist also ungegründet. — Uebrigens ist es inwendig ein wahres Labyrinth, voll dunkler Treppen und Corridors, wo beständig am hellen Mittage Laternen brennen mußten. Ich habe wohl vierzehn Tage gebraucht, ehe ich ohne Führer, und ohne zu irren, darin umhergehen konnte.

Auf die Gesundheit war dieser Aufenthalt gar nicht berechnet. Ueberall sah man Spuren verheerender Feuchtigkeit, und in dem Saale der historischen Gemählde, wo doch in beiden Kaminen beständig Feuer brannte, habe ich mit eigenen Augen längs den vier Winkeln, von oben bis unten

ten, Eis gesehen, das mehrere Hände breit und wohl einen Zoll dick war. Für den Kaiser und die Kaiserin war durch die Täfelung der Zimmer noch so ziemlich gesorgt; alle übrige Bewohner aber litten außerordentlich. Auch für Jeden, der sonst im Palaste zu thun hatte, war er äußerst unbequem. Alle Augenblicke mußte man bald das Peristyl, bald den Hof, bald die den Zugwinden ausgesetzten Corridors durchwandeln. Dabei war es nur wenigen Großen vergönnt, an der mittleren Pforte vorzufahren; alle Uebrigen mußten an einer Seitenthüre halten, und eine lange Reise, Treppe auf, Treppe ab, bis zu dem Orte ihrer Bestimmung antreten.

Der Kaiser aber war nun einmal so sehr von dieser seinen eigenen Schöpfung bezaubert, daß jeder noch so entfernte Tadel derselben ihn aufbrachte, jedes Lob hingegen ihm unfehlbar ein freundliches Lächeln entlockte. Er begegnete einst einer alten Dame von hohem Stande auf der Treppe. „Man hat mir," sagte sie, „die Treppen des Palastes als unbequem beschrieben; ich finde das Gegentheil." — Der Kaiser war über dieses Lob so vergnügt, daß er die alte Dame herzlich umarmte. — Einige Höflinge wußten diese Stimmung vortreflich zu benutzen. Ihr Lob war ein nie versiegender Strom, und ich weiß, daß, wenn sie sich in Ausdrücken erschöpft hatten, sie sogar vor den Broncen niederknieeten und anbetend verstummten.

Mir selbst befahl der Kaiser (und ließ es mir durch Andre öfters wiederholen), bei meiner Beschreibung ja nichts zu übersehen, sondern jede Kleinigkeit der gehörigen Aufmerksamkeit zu würdigen. Auf diese Weise würde aus den wenigen Bogen, die ich hier geliefert habe, ein dickes Buch entstanden seyn, welches an Langweiligkeit schwerlich seines Gleichen gehabt hätte. Indessen überreichte ich ihm, einige Wochen vor seinem Tode, eine Probe meiner Arbeit, mit welcher er sehr zufrieden war.

Es kann seyn, daß es Schlösser in der Welt giebt, die einen größeren Schatz von Kostbarkeiten enthalten; gewiß aber ist der Michailowsche Palast der erste, der in so kurzer Zeit (in kaum vier Jahren) erbauet, völlig eingerichtet und bewohnt worden. — Ein außerordentlich kostbares Tafel-Service von gediegenem Golde, und ein anderes von Porzellain, mit Ansichten des Palastes, waren noch nicht vollendet.

Wenige Wochen nach dem Tode des Monarchen, sind die sämmtlichen transportabeln Kostbarkeiten von dort weggebracht, und in andere Paläste vertheilt worden, um sie vor der zerstörenden Feuchtigkeit zu retten. Jetzt steht das Schloß unbewohnt, und gleicht einem Mausoläum.

Am 11ten März, Mittags gegen Ein Uhr, also etwa zwölf Stunden vor Kaiser Pauls Tode, sah und sprach ich ihn zum letzten Male. Er kam mit dem Grafen Kutaissow von einem Spazierritte nach Hause, und schien sehr heiter zu seyn. Auf der Paradetreppe, gerade neben der Statüe der Capitolinischen Kleopatra, begegnete ich ihm. Seiner Gewohnheit nach blieb er bei mir stehen, und machte dies Mal die erwähnte Bildsäule zum Gegenstande des Gespräches. Er rühmte die Kopie, untersuchte die verschiedenen Marmorarten des Piedestals, fragte mich um deren Benennungen; gieng dann über auf die Geschichte der Aegyptischen Königin, bewunderte ihren heldenmüthigen Tod, schien mir aber lächelnd Beifall zu geben, als ich meinte, sie würde sich schwerlich getödtet haben, wenn Augustus ihre Reitze nicht verschmähet hätte. Endlich fragte er mich noch: ob meine Beschreibung des Palastes weit vorgerückt sey. Als ich ihm sagte, sie sey beinahe vollendet, verließ er mich freundlich, mit den Worten: „ich freue mich darauf.“ —

Ich sah ihm nach, wie er die Treppe hinaufstieg; auch er sah oben an der Thüre noch einmal zu mir herunter. Uns Beiden ahnete wohl nicht, daß wir uns zum letzten Male gesehen hatten. — Die Stelle neben der Kleopatra ist mir durch diese letzte Unterredung mit dem Kaiser sehr merkwürdig geworden, und mehr als Einmal habe ich nach seinem Tode dort mit Wehmuth verweilt. —

Am 12ten März sehr früh verbreitete sich die Nachricht von der Thronbesteigung des jungen liebenswürdigen Monarchen. Schon um 8 Uhr huldigten ihm die Großen des Reiches in der Kirche des Winter-Palastes. Das Volk überließ sich einem fröhlichen Jubel, da die Milde des neuen Beherrschers es zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Abends war Petersburg erleuchtet.

Die ersten Schritte Alexanders, sein Manifest, seine ersten Verordnungen, Alles befestigte das Vertrauen, mit welchem die hoffenden Unterthanen ihn den väterlichen Thron besteigen sahen. Er versprach feierlich, in dem Geiste seiner glorreichen Großmutter, Katharinen der Zweiten, zu regieren; — er erlaubte Jedem, sich wieder nach seiner Phantasie zu kleiden; — er erließ den Einwohnern von Petersburg die lästige Pflicht, jedes Mal aus dem Wagen zu steigen, so oft ein Mitglied der Kaiserlichen Familie ihnen begegnete; — er verabschiedete den mit Recht verhaßten General-Prokureur Obuljaninow; — er hob die Geißel des Landes, die geheime Expedition, auf; — er gab dem Senat sein altes Ansehen wieder; — er entließ die Staatsgefangenen aus der Festung. — — O! es war ein rührender Anblick, diese Befreiten zu sehen, die mit starrer Verwunderung, ihrem Glücke noch kaum trauend, umher wankten!

Ich selbst war zugegen, als ein alter Kosaken-Obrister und sein Sohn eben aus der Festung

zu dem Grafen von der Pahlen gebracht wurden. Die Geschichte dieses edlen Sohnes ist höchst rührend. Sein Vater wurde bereits vor vier Jahren — ich weiß nicht, um welches Verdachtes willen — von Tscherkask nach Petersburg abgeholt, und in die Festung geworfen. Einige Zeit nachher kommt sein Sohn, ein schöner junger Mann, der brav gedient haben muß, da er unter der Regierung der Kaiserin Katharina das Georgen- und auch das Wolodimer-Kreuz erhalten hatte. Er bemühet sich lange, seinen alten Vater durch Bitten zu befreien; und als ihm das nicht gelingt, flehet er endlich um die einzige Gnade, das Gefängniß und den Gram seines Vaters mit ihm theilen zu dürfen. Hierauf wird auch er in die Festung geworfen, aber nicht zu seinem Vater! — Der Greis erfährt nicht einmal, daß er seinem edlen, unglücklichen Sohne so nahe ist. — Plötzlich springen seine Riegel auf, die Thüren seines Kerkers öffnen sich, ihm stürzt sein Sohn entgegen — und er erfährt in Einem seligen Augenblicke, nicht bloß, daß er frei ist — nein, auch das schöne Opfer der kindlichen Liebe! — Welche von diesen beiden Nachrichten ihn entzückender überraschte, kann nur Er entscheiden. Ich habe ihn einige Morgen in dem großen Sprachsaale des Grafen von der Pahlen gesehen. Er trug noch seinen langen schneeweißen Bart bis tief auf die Brust herab, saß gewöhnlich in der Brüstung eines Fensters, und heftete die Augen starr

 auf

auf den Boden, ohne das Geräusch um ihn her zu bemerken. Der biedre Sohn hingegen, dessen Antlitz das Bewußtseyn seiner That mehr schmückte, als die beiden Ordenskreuze seine Brust, gieng im Saale auf und nieder, und sprach freundlich mit seinen Bekannten.

Es war für den Menschenbeobachter wirklich äußerst unterhaltend, täglich einige Vormittagsstunden in diesem Saale zuzubringen. Ich fehlte nie, ob ich gleich nichts zu suchen hatte, und nie verließ ich das bunte Gewimmel ohne einigen Gewinn für die Menschenkenntniß. Um des Contrastes willen mit jener rührenden Anekdote, will ich noch eine lächerliche mittheilen. Der Saal war (ich glaube am dritten Morgen nach des Kaisers Tode) gerade sehr von Menschen angefüllt; es mochten ihrer wohl einige Hunderte da seyn. Ich wärmte mich an einem der Oefen, als plötzlich ein Gemurmel entstand, und die Anwesenden erst einzeln, dann haufenweis, dann alle bis zum letzten, an die Fenster stürzten, und auf den Zehen mit einer solchen Begierde nach der Straße hinunter blickten, als ob dort der offene Himmel zu schauen wäre. Die Neugierde trieb auch mich — einen der letzten — aus meinem Ofenwinkel. Ich hatte viele Mühe, mich durchzudrängen, um des erwünschten Anblicks theilhaftig zu werden. Endlich gelang es mir. Und was war es? Der erste runde Hut gieng vorbei. — Warlich! dieser runde Hut schien die gan=

ganze Versammlung in eine frohere Stimmung zu versetzen, als die Befreiung aller Festungsgefangenen. Man sah in Einem Augenblicke lauter heitre, lachende Gesichter. — So sind die Menschen!

Schon lange drückt es mir das Herz, dem Leser auch meine größte Freude in den ersten Tagen der Regierung Alexanders des Milden mitzutheilen. Die Aufzeichnung meiner Geschichte hat mir manche froh- wehmüthige Erinnerung gegeben; jetzt komme ich zu einer der frohesten. Auf Befehl des jungen Monarchen ließ der Senat drei Verzeichnisse von den Namen der Verbannten drucken, die aus Sibirien zurückberufen wurden. Kaum erfuhr ich das, als mein Bedienter schon hinlaufen mußte, mir diese Liste zu verschaffen. — Mit welcher Eile durchlief sie mein Aug, bis es — durch eine Freudenthräne verhüllt — auf dem Namen Sokoloff ruhte! — Ja, auch er ist frei; in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, hat er seine Frau und seine Kinder schon wieder an das Vaterherz gedrückt! — Möge er nur, gleich mir, sie alle sechs wieder gefunden haben! — möge von dem schweren Traum ihm nichts übrig bleiben, als dann und wann eine freundschaftliche Erinnerung an mich, seinen Leidensgefährten! —

Auch Herrn von Kiniákoff und seine Brüder, auch den Kaufmann Becker aus Moskau, und mehrere andre meiner Bekannten, sah ich auf die-

 ser

ser Liste des Lebens. Ich zeichne unter ihnen den Pastor S**, als den merkwürdigsten, aus. Er fiel durch die höllische Tücke des Censors in Riga, Etatsrathes Tumanski. Vermuthlich wird er selbst seine Geschichte dem Publikum mittheilen; ich erzähle sie indeß aus sehr glaubwürdigen Quellen.

S** war Prediger in der Gegend von Dorpat, und hielt zugleich, für die Einwohner seines Kirchspiels, eine kleine Lesebibliothek. Tumanski, der wachsame Censor *), verlangte beim Antritt seines Amtes von S** ein Verzeichniß dieser Lesebibliothek. S**, den die Zeichen der Zeit sehr furchtsam machten, antwortete ihm, er habe sein Institut ganz aufgegeben. Dies zu thun, war auch wirklich sein Vorsatz; er zog die noch zirkulirenden Bücher nach und nach ein, und es gelang ihm, bis auf einige wenige. Unter diesen war auch ein Band von Lafontaine'ns Gewalt der Liebe. Er konnte sich nicht erinnern, wem er diesen Band geliehen hätte, und wollte ihn doch nicht gern einbüßen; daher versuchte er das gewöhnliche Mittel, durch das Dorpatsche Wochenblatt bekannt zu machen: „daß der=

*) Man verwechsele diesen Mann ja nicht mit einem seiner weitläuftigen Verwandten, dem Herrn Etatsrath Tumanski, der in Petersburg an der Spitze der Censur ist, der keinen Menschen unglücklich gemacht hat, und überhaupt in dem Ruf eines sehr gebildeten, humanen Mannes steht.

derjenige, der Lafontaine'ns Gewalt der Liebe noch aus seiner Lesebibliothek habe, hierdurch ersucht werde, ihm das Buch zurückzuliefern."

Diese Anzeige fiel unglücklicher Weise Herrn Tumanski in die Hände. Man versichert, daß es nicht sowohl seine Absicht gewesen sey, dem Pastor S** zu schaden, als vielmehr dem redlichen General Gouverneur von Liefland, Nagel, gegen den er um einer vermeintlichen Beleidigung willen einen höchst kleinlichen Groll nährte, einen Verweis zuzuziehen. Er rapportirte also den Vorfall, reichlich mit giftigen Anmerkungen begleitet, an seinen Gönner und Beschützer, den General-Prokureur Obuljaninow, der ihn, abermals mit eigenen Zusätzen ausgestattet, dem Kaiser vorlegte. Es hieß, Pastor S** habe, trotz der Warnung des Censors, seine Lesebibliothek fortgesetzt, und suche durch verbotne jakobinische Schriften— (wohl zu merken! es existirte kein Katalog verbotner Bücher) — in seinem Cirkel gefährliche Grundsätze zu verbreiten. Alles dies wurde dem Monarchen in einem so üblen Gesichtspunkte vorgestellt, daß er auf der Stelle befahl, den Pastor S** zu arretiren, und nach Petersburg in die Festung zu bringen; vorher aber solle Tumanski mit einem Kommando Soldaten seine Wohnung umgeben, und alle seine Bücher öffentlich verbrennen.

Als Tumanski zu dieser erwünschten Kommission von Riga abreiste, wurde er noch von mehreren Menschenfreunden gebeten, doch ja Alles, was in seinen Kräften stehe, zur Rettung der unglücklichen Familie anzuwenden. Er versprach es, hielt aber nicht Wort, wie ohnehin zu erwarten war. Mitten in der Nacht umgaben Soldaten, unter Anführung des edlen Tumanski, das Haus des Predigers, der ruhig mit Frau und Kindern schlummerte. Man denke sich sein und ihr Erwachen! — Alle Zugänge sind besetzt; seine Papiere inventirt und versiegelt; alle seine Bücher, sogar Bibel und Gesangbuch, auf Einen Haufen geschleppt, und verbrannt. — Der unglückliche Mann wird in ein Kibitchen geworfen, und ein Polizei-Offizier fährt mit ihm davon.

Als er sich gegen Morgen ein wenig von der ersten Betäubung erholt hat, bittet er seinen Begleiter um Erlaubniß, einige Worte an seine Frau schreiben zu dürfen. Der Falsche erlaubte es ihm, stellt sich auch, als ob er den Brief selbst auf die Post besorge, steckt ihn aber zu sich, und überliefert ihn dem General-Prokureur. Der Inhalt dieses Briefes war, außer sehr natürlichen Klagen, eine Bitte an seine Frau, die Bauern vorläufig bis zu seiner Rückkehr zu beruhigen. Hieraus schloß man, er habe die Bauern bereits aufgewiegelt, und sie warteten nur auf die Rückkehr ihres Anführers, um loszubrechen. Andere behaupten auch, er habe seine

ne Frau ersucht, eine gewisse Correspondenz zu verbrennen, die er, vor mehrern Jahren, mit einem Freunde über die Begebenheiten der Französischen Revolution geführt hatte. Es sey auch sogleich ein Feldjäger mit Ketten zu diesem Freund geschickt worden, der aber glücklicher Weise schon seit mehreren Jahren nicht mehr gelebt habe.

Dem sey wie ihm wolle, die Sache wurde durch den, von menschlichen Gefühlen nichts wissenden Obuljaninow dem Monarchen so vorgestellt, daß dieser augenblicklich an das Justiz-Collegium den Befehl erließ, dem Prediger S** Leibesstrafe zuzuerkennen, und ihn dann nach Sibirien in die Bergwerke zu schicken. Das Justiz-Collegium befand sich natürlicher Weise in einer nicht geringen Verlegenheit. Das Urtheil, welches doch eigentlich erst nach der Untersuchung und nach Prüfung der Akten gefällt werden sollte, war ihm bereits vorgeschrieben. Hierdurch wurde das Collegium gleichsam in ein bloßes forum executivum verwandelt. Der Präsident wagte eine Vorstellung deshalb an den General-Prokureur, der ihm aber ganz trocken antwortete: „er möge auf seine eigne Gefahr thun, was ihn gut dünke; den Willen des Kaisers wisse er.“

Dem armen S**, dem man keinen Defensor gestattete, wurde daher eines Morgens in der Festung angekündigt, daß er seinen

Pre-

Prediger-Ornat anlegen, und dem Herrn von Makaroff in das Justiz-Collegium folgen solle, wo man ihm sein Urtheil publiziren werde.

Voll froher Hoffnung — die er zum Theil aus dem Umstande schöpfte, daß man die Anlegung des Ornats ausdrücklich von ihm verlangte — fuhr er seinem Schicksal entgegen. In dem Gerichts-Saale stellte man ihn an die Wand. Der Sekretär las das Urtheil vor. Als er an die Worte kam: „Der Pastor S** soll seines Amtes entsetzt, Mantel und Kragen ihm abgerissen werden; er soll zwanzig Streiche mit der Knute bekommen, und dann in Ketten in die Bergwerke von Nertschinsk zur Arbeit transportirt werden;" — da verließen den Unglücklichen die Sinne. Er bewegte erst mehrere Male den Kopf krampfhaft, wie in einem Cirkel; dann stürzte er gerade vor sich nieder. Man eilte ihm zu Hilfe; er kam wieder zu sich, hob sich auf die Kniee, und flehete, daß man ihn hören möchte.

„Hier ist nicht der Ort dazu!" sagte der Prokureur. Wo ist denn der Ort? rief der Unglückliche mit einer gräßlichen Stimme; dort! dort oben im Himmel! —

Man schleppte ihn nun in ein gemeines Gefängniß. Ganz Petersburg nahm Theil an seinem Schicksal. Alles bat für ihn; sogar die Russische Geistlichkeit, der dieser Zug zu großer Ehre gereicht. Der Graf von der Pahlen gewann damals die Herzen aller Einwohner, indem er Alles auf-

aufbot, was in seinen Kräften stand, um den Unglücklichen zu retten. Vergebens! Obuljaninow hatte sein Opfer zu gut gefaßt. S** wurde öffentlich zur Knute hinaus geführt. Auf dem halben Wege hieß man ihn noch einmal umkehren, um das Abendmahl aus der Hand des Pastors Reinbott zu empfangen. Dann trat er den schweren Gang zum Richtplatz aufs neue an.

Schon war er mit beiden Armen an den Pfahl gebunden, und zur Exekution entblößt, als ein Offizier hinzu trat, und dem Knutmeister etwas ins Ohr raunte. Sluschu (ich höre), antwortete dieser ehrerbietig; — und nun schwang er die Knute zwanzigmal, doch ohne auch nur Einmal den Ohnmächtigen zu treffen: denn immer ließ er die Streiche geschickt an der Kleidung hinab gleiten. Es war sichtbar, daß irgend ein mächtiger Menschenfreund, der den unschuldigen Mann von der Schmach nicht retten konnte, ihm durch sein Ansehen wenigstens die Schmerzen ersparte.

Der Pastor S** wurde nun in das Gefängniß zurückgeführt. Seine Abreise nach Sibirien hielt der Graf Pahlen unter dem Vorwande von Krankheit so lange als möglich auf, und hatte deshalb sogar einige heftige Explikationen mit dem General-Prokureur. Der Kaiser drang indessen auf den Rapport, daß das Urtheil gänzlich vollzogen sey, und der Unglückliche mußte seine Ketten Schritt für Schritt nach Nertschinsk schleppen. Seine Gattin wollte ihm einige Zeit nachher

her folgen, konnte aber die Erlaubniß dazu nicht auswirken.

Doch nun ist auch er wieder frei. Als ich Petersburg verließ, erwartete man täglich seine Rückkehr, und gewiß wird der gerechte junge Monarch seine Ehre und sein Glück wieder herstellen.

Wenige Tage nach dem Tode Kaiser Pauls gab Fürst Subow in einem öffentlichen Hause ein Diner, zu welchem nahe an hundert Personen eingeladen waren. Er bezahlte dem Speisewirth, wie man versichert, fünf und zwanzig Rubel für die Person, das Getränke ungerechnet, welches zum Theil aus 400 Bouteillen Champagner, jede zu fünf Rubeln, bestand. Ich würde dieses fürstlichen Schmauses übrigens nicht erwähnen, wenn nicht ein ächt fürstlicher Zug ihn ausgezeichnet hätte. Beim Klange der Pokale nämlich erinnerte man sich des unglücklichen Pastors S**; man eröffnete auf der Stelle eine Subscription für ihn, und brachte eine sehr ansehnliche Summe, wie Einige behaupten, 10,000 Rubel, zusammen.

Ob das Justiz-Collegium, durch den Befehl des Kaisers, „auf Leibesstrafe zu erkennen," eben genöthig wurde, die empfindlichste Gattung der Leibesstrafe, die Knute, zu wählen, das bezweifeln viele Rechtsverständige. Uebrigens wird es dem Leser gewiß wohl thun zu vernehmen, daß Herr Tumanskî, seit mehreren Jahren die Geißel von Riga, seine Rolle auf eine jämmerliche

che Weise geendiget hat. Wüthend über die Verachtung, mit der man ihm überall begegnete, unternahm er es endlich, das ganze biedre Riga zu stürzen; er schrieb an den Kaiser, daß alle Einwohner dieser Stadt Jakobiner wären, und schickte ihm eine lange Liste, auf welcher die Namen der edelsten Bürger und Staatsbeamten zu finden waren, mit dem würdigen alten General-Gouverneur Nagel an der Spitze.

Als der geradsinnige Monarch dieses Pasquill gelesen hatte, urtheilte er, doch allzu gelinde, „Tumanski sey verrückt,“ und entsetzte ihn seines Amtes. Als ich im Junius dieses Jahrs durch Riga kam, lebte er noch daselbst, aber in Armuth und Verachtung, durch Beyträge von eben den edlen Bürgern unterstützt, die er so oft höchst unglücklich zu machen versucht hatte. — So ist endlich die Gerechtigkeit, welche man sonst die poetische zu nennen pflegt, an diesem Unhold in der Wirklichkeit ausgeübt worden! Freilich noch viel zu gelinde für die unzähligen Seufzer und Thränen, die er während der Verwaltung seines Amtes auf sich geladen hat.

Mit ähnlicher Gelindigkeit ward die, auf eine andere Weise berühmt gewordene Madame Chevalier, nebst ihrem Manne, der Kaiserlichen Dienste entlassen. Dieser Chevalier hat, wenn gleich keine empfehlende, doch eine so wichtige Rolle gespielt, und sucht seit einiger Zeit im Moniteur, im Journal de Paris u. s. w. sich dem Publikum so

schuld

schuldlos darzustellen, daß es wohl der Mühe werth ist, sein Handeln und Wandeln (jedoch mit gebührenden Rücksichten) ein wenig näher zu beleuchten: nicht sein oder seiner Frau Privatleben (das gehört nicht vor den Richterstuhl der Publizität), wohl aber die Art, wie diese Familie außer sich wirkte.

Madame Chevevalier ist zu Lion gebohren, die Tochter eines Tanzmeisters, der früh starb, und Mutter und Kind in großer Armuth hinterließ. Hier lernte Herr Chevalier sie kennen und heirathete sie. Er ist die personifizirte Arroganz, und zugleich einer der schlechtesten Balletmeister, die jemals existirt haben. Zwar berühmte er sich einst in Petersburg, er habe mit Vestris, Gardel u. s. w. auf dem Oper-Theater zu Paris ein pas de cinq getanzt; ein witziger Kopf, der ihn* dort gekannt hatte, sagte aber laut: Je trouve Monsieur Chevalier très-modeste; il ne parle que d'un *pas de cinq*, mais moi je l'ai vu danser un *pas de seize*. — Ob er wirklich Figurant war, lasse ich dahin gestellt seyn. Andere sagen, er sey zweiter Balletmeister des Théâtre italien gewesen. Gleich viel. — Mit Gewißheit darf ich behaupten, daß seine Ballette an Erfindung und Ausführung die armseligsten waren, die mir je vorgekommen sind. Durch prächtige Aufzüge, durch Dekorationen von dem berühmten und wirklich in seiner Kunst einzigen Gonzaga, und durch kostbare Kleidungen, suchte er die Armuth

sei-

seines Geistes zu verstecken. Seine Ballette kosteten ungeheure Summen, obgleich die meisten kaum ein paarmal aufgeführt werden konnten. Dabei genoß er das Vorrecht, daß keine Decoration, keine Kleidung, auch nicht des geringsten Statisten, die zu seinen Balleten gehörten, jemals zu irgend einer andern Vorstellung gebraucht werden durfte. — Auch das Deutsche Theater mußte dieses Vorrecht zuweilen sehr bitter empfinden: denn so oft fremdes Costüm zu diesem oder jenem Stücke nothwendig war, konnte man zwanzigmal in die Garderobe schicken, in der Ueberzeugung, daß das Verlangte dort hundertfältig aufgethürmt sey; man erhielt jedes Mal die Antwort: „diese Kleider gehören Herrn Chevalier.“ Doch gestehe ich, daß der Haß gegen das Deutsche Theater jenes Vorrecht oft nur als Vorwand gebrauchte. Ich war z. B. eines Sonntags genöthigt, das angesetzte Schauspiel Octavia, kurz vor dem Anfang, mit einem andern zu vertauschen, weil ich, trotz allem Schicken und Laufen, und sogar trotz einem eigenhändig geschriebenen Befehl des Hofmarschalls, es nicht dahin bringen konnte, daß mir einige elende Römische Statisten-Kleider wären ausgeliefert worden. Dies nebenher, als Ein Beispiel von den tausend Unannehmlichkeiten, die mir die Thater-Direktion verleideten.

Wieder zu Herrn Chevalier. Es ist bekannt, daß er mit seiner Frau von Hamburg nach Pe-

tersburg kam, wo sie sich durch ihre Schönheit (denn schön ist sie wirklich) die wichtigsten Verbindungen zu verschaffen wußte. Diesen Verbindungen verdankte ihr Mann den Titel eines Collegien-Assessors, und den Sieg über den alten verdienstvollen Balletmeister le Picq.

Hätte er es dabei gelassen; hätte er sich begnügt, in seiner Sphäre zu herrschen und seinen lächerlichen Dünkel auszukramen: so möchte es noch hingehen, und ich würde seiner nie erwähnt haben. Aber es ist, trotz allen seinen Protestationen, mehr als zu gewiß, daß er seinen wirklichen oder vorgeblichen Einfluß für ungeheure Summen verkauft hat. Mir sind eine Menge Beispiele davon sehr genau bekannt. Ich mag niemand compromittiren; aber im Nothfall kann ich meine Behauptung beweisen. Das sage ich, damit man nicht glaube, ich wolle ins Blaue hinein die Ehre eines Menschen angreifen.

Die empörendste Geschichte dieser Art, welche ganz Petersburg kennt, ist eben dieselbe, von welcher Herr Chevalier im Journal de Paris, doch mit Verrückung des Standpunktes, behauptet, sie sey schändlich erdichtet. Freilich, von einer Scheidungsangelegenheit war dabei nicht die Rede, und also kann Herr Chevalier allerdings Himmel und Erde zu Zeugen seiner Unschuld anrufen. Die Sache verhält sich ungefähr so:

Eine Frau v. N**, aus einer der ersten Familien im Russischen Reiche, vermachte durch ein Testament ihr in 13000 Bauern bestehendes Vermögen dem liebenswürdigen Grafen R***. Sie gebrauchte die Vorsicht, sich vorher desfalls mit den Verwandten ihres Mannes abzufinden, und disponirte also nur über ihr Wittwentheil. Katharina II. bestätigte das Testament; dessen ungeachtet wurde es unter Pauls Regierung angegriffen, und durch einen Machtspruch umgestoßen.

Auf dieses Beyspiel gründete sich der Herr von N* in Moskau, und wünschte eine ähnliche Sache durchzusetzen. Er wählte zur Betreibung derselben einen gewissen Piemonteser, dessen Namen mir entfallen ist, einen bekannten redlichen Mann, dem er den Auftrag gab, sich an Herrn und Madame Chevalier zu halten. Die Sache wird wirklich eingeleitet. Der Preis ist ein kostbarer Halsschmuck für Madame, und eine Summe für Monsieur, die man so groß angiebt, daß ich sie, aus Furcht zu irren, nicht einmal nennen mag. Der Halsschmuck wird als Handgeld sogleich ausgeliefert; so auch die Hälfte der dem Manne versprochenen Summe. Nun wird die Sache dem Kaiser vorgestellt. Er findet sie ungerecht, und verwirft sie. Lange wird der üble Ausgang dem Piemonteser verschwiegen. Endlich erfährt er ihn, und fodert seine Geschenke zurück; aber Spott und Drohungen sind die Antwort.

In Verzweiflung wendet er sich an eine gewisse Madame Bonoeil, eine Französin, die ziemlich räthselhaft in Petersburg auftrat, von der niemand etwas wußte, die aber dennoch der Kaiser nicht allein in der Residenz, sondern auch sogar in Gatschina duldete, und die sich große Connexionen verschafft hatte. Man hielt sie mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit für eine geheime Agentin von Bonoparte.

Diese Frau nimmt sich des Piemontesers an, und erzählt seine Geschichte dem damaligen Minister Grafen Rostopschin, der, weil er eben mit dem Freunde der Madame Chevalier gespannt war, sie dem Kaiser berichtete. — Andere sagen, er habe die Sache durch einen aufgefangenen Brief des Piemontesers erfahren. Dem sey wie ihm wolle; genug, durch den Grafen Rostopschin kam sie dem Kaiser zu Ohren.

Der gerechte Monarch gerieth in den heftigsten Zorn über die Chevaliers, und drohte, ein fürchterliches Exempel zu statuiren. Was blieb nun anders übrig, als zu leugnen? „Wir können ja nichts dafür,“ sagten sie, „wenn man uns Geld anbietet; aber angenommen haben wir nichts.“ — Sie baten um eclatante Züchtigung des Verläumders. Der unglückliche Piemonteser wird von dem allzeit fertigen General-Procureur arretirt. Es befindet sich nun noch obendrein, daß er, der von jeher als ein eifriger Royalist bekannt war, plötzlich ein wüthender Jakobiner

gewor-

geworden seyn soll. Man knutet ihn, man schlitzt ihm die Nasenlöcher auf, und schickt ihn nach Nertschinsk in die Bergwerke. Diese Nachrichten stammen von einer unbescholtenen, wahrheitliebenden Person, welche sie aus der ersten Quelle hat. Ueberdies war ganz Petersburg Zeuge der empörenden Gräuelthat, wo man abermals die strenge Gerechtigkeitsliebe des Monarchen so ungeheuer mißbrauchte. Ich kann in einzelnen Nebenumständen irren; allein die Hauptsache ist gewiß. — Wie Herr Chevalier, nach einer solchen Begebenheit, noch eine Stunde ruhigen Schlaf finden konnte, mag er selbst erklären.

Der Luxus, welchen er in seinem Hause auskramte, war empörend. Seine Zimmer waren zum Theil nicht schlechter möblirt, als die im Michailowschen Pallaste. Ein rosenfarbes Cabinet, ringsum mit feinem geblümtem Mousselin drappirt, schien von der Wollust zum Tempel erkohren. — Die Familie zog ein sehr hohes Gehalt, ungefähr 13000 Thaler (den Bruder der Madame Chevalier, den sogenannten Monsieur Auguste, einen höchst mittelmäßigen Tänzer, mit eingerechnet); doch außer diesem Gehalte waren der Schwester und dem Bruder noch Benefiz-Vorstellungen zugestanden, deren jede wohl zwanzigtausend Rubel, oft auch noch mehr, eintrug: denn dies war der Augenblick, wo man sich auf eine gute Art der vielvermögenden Fami-

sie empfehlen konnte. Ich weiß Große unter den Höflingen, die eine einzige Loge mit tausend Rubeln bezahlt haben. Ich weiß Kaufleute, die für 25 Rubel sich drei Plätze ausbaten, welche gewöhnlich anderthalb Rubel kosten, denen aber ihr Geld mit vornehmer Geringschätzung zurückgesandt wurde. — Was nur irgend bei Hofe in Ansehen stand und sich zu erhalten wünschte, opferte an solchen Tagen oft über Vermögen, da man wohl wußte, daß der Götze, dem geopfert wurde, vergelten könne, und daß eine Summe, die der Erwartung nicht entsprach, weder der Aufmerksamkeit noch der Rache entgieng.

Madame Chevalier selbst hatte bei ihren Benefiz-Vorstellungen nicht nöthig, die Plätze anzubieten; man stürmte vielmehr ihr Haus, und jeder wollte der Erste seyn, ihr sein Attachement hellklingend zu beweisen. Monsieur Auguste hingegen mußte schon seine Zuflucht zu Mitteln nehmen, die der Ehrliebende nicht in seiner Gewalt hat. Er schrieb Billette (oder vielmehr er ließ sie schreiben: denn er selbst verstand es nicht, und ich spreche von diesem Umstand als Augenzeuge) Billette an alle Große und Reiche, welchen er auf diese Weise seine Logen aufdrang. Der grobe Deutsche würde so etwas Brandbriefe nennen; denn wirklich wurden die Einwohner von Petersburg auf diese Weise schamlos gebrandschatzt; und man spottete ihrer noch obendrein.

Daß

Daß es der Familie Chevalier auf solche Weise, und bei den übrigen hinlänglich bekannten Quellen, leicht wurde, ungeheure Reichthümer zu häufen, begreift ein jeder. Ich mag, aus Furcht der Uebertreibung, den mir angegebenen Werth ihres Schmucks nicht nennen, und eben so wenig die allen Glauben übersteigenden Summen, welche Hr. Chevalier von Zeit zu Zeit aus dem Lande zu schaffen wußte. Der Banquier L**o, der seine Geschäffte besorgte, müßte darüber Auskunft geben können, und wirklich erwartete ganz Petersburg, daß man ihn dazu anhalten würde, ehe Madame Chevalier Erlaubniß zur Abreise erhielte: denn da in Rußland ein immer beobachtetes Gesetz gilt, daß jeder, der das Reich verläßt, und sein Vermögen, es sey so gering es wolle, mitnimmt, den zehnten Theil desselben als Abzugsgeld erlegen muß: so glaubte man, daß bei einem so ungeheuren, auf eine solche Art erworbenen Vermögen, wo der Abzug vielleicht ein paarmal hundert tausend Rubel betragen haben würde, dieses Gesetz um so eher eine gerechte Anwendung finde. Doch die Großmuth und Milde des jungen Monarchen übersah diesen Umstand. Es ist sogar wahr, daß, auf seinen Befehl, der Graf von der Pahlen der Madame Chevalier, in einem sehr höflichen Briefe, die Erlaubniß zur Abreise ertheilte; und so zog sie denn hin, mit Schätzen beladen.

Ihr Mann war schon einige Wochen vorher vom Kaiser Paul mit dem Auftrage beehrt worden, neue Schauspieler aus Paris zu holen. Er empfieng zum Behuf seiner Reise mehr als 20000 Rubel in baarem Gelde, und Wechselbriefe, die sich noch weit höher belaufen haben sollen. Ueberall auf dem Wege trug er seine Insolenz zur Schau, und fast auf jeder Station wissen die Postmeister noch jetzt davon zu erzählen. In den Zeitungen hies es: „der Herr Collegien-„Rath und Malteser-Ritter Chevalier sey „hier oder dort passirt.“ Ob er wirklich so dreist gewesen sey, sich diesen Titel anzumaßen, weiß ich nicht; aber ähnlich sieht es ihm. Auch fand man es nöthig, dieser seiner Anmaßung höheren Ortes in mehreren Zeitungen zu widersprechen.

Ihm verdankt Madame Chevalier wahrscheinlich auch den Ruf des Geitzes, der so wenig mit ihrem schönen, freundlichen Gesichte zusammen stimmt, wovon man aber mehrere auffallende Beispiele erzählt. Das empörendste darunter ist die Behandlung ihrer alten, zu Lion im Elend schmachtenden Mutter. Diese arme verlassene Frau schrieb vergebens Briefe über Briefe, um eine geringe Unterstützung zu erhalten. Endlich kam einst ein Fremder nach Petersburg, der den Mangel der Alten zu Lion selbst gesehen, und ihr versprochen hatte, der Tochter ihren hülflosen Zustand zu schildern. Er ließ sich bei Madame Chevalier zwei-drei-viermal melden, und wird nicht

angenommen. Da er ihrer Protection nicht bedarf, so wird er endlich ungeduldig, und läßt sie wissen: er habe Aufträge von ihrer Mutter; wenn sie diese zu erfahren wünsche, so möge sie zu ihm schicken. Sie schickt — einen Bedienten. Der Fremde schämt sich in die Seele der Tochter, und weigert sich, dem Bedienten etwas zu vertrauen. Jetzt erscheint endlich Monsieur Auguste, als Bevollmächtigter seiner Schwester. Diesem entwirft der Fremde die rührendste Schilderung von dem Mangel der Mutter. Einige Tage nachher sendet ihm Madame Chavalier zwei hundert Rubel Banconoten, um sie gelegentlich ihrer Mutter einzuhändigen. — Zweihundert Rubel! — also vielleicht den fünften Theil dessen, was sie oft für eine einzige Loge bekam! — Sie, der es nur Ein Wort gekostet hätte, die Erlaubniß zu erhalten, ihre arme Mutter im Triumph nach Petersburg zu führen, und ihr dort das gemächlichste Leben zu verschaffen — sie, die ihr Vermögen nach Hunderttausenden zählte, — sendet der hülflosen Mutter zweihundert Rubel! — Ich wünsche, daß Madame Chevalier dieser Erzählung widersprechen könne; bis dahin habe ich nicht die geringste Ursache, der Wahrheitsliebe meines Gewährsmannes zu mißtrauen. —

Schön war diese Frau allerdings, und schön ist sie noch, ob sie gleich jetzt zu viel embonpoint hat, und auch den Dreißigen sehr nahe ist.

Als Sängerin ist sie bedeutend, und als naive und komische Schauspielerin vortrefflich. Ihr rundes, freundliches Gesicht, welches jeden Zuschauer augenblicklich froh macht, so bald sie die Bühne betritt, kommt ihr dabei sehr zu Statten. Sie hat sich aber zuweilen auch ins Tragische gewagt, und da ist sie, nach meinem Urtheil, weniger als mittelmäßig. In der Iphigénie en Aulide, welche den Kaiser so sehr bezauberte, gelang es ihr keinen Augenblick, die Madame Chevalier vergessen zu machen, was auch ein gewisses Französisches Gedicht davon sagen mag, welches damals in Petersburg cirkulirte, worin Racine ihr zu Füßen lag, und alle Musen und Grazien gegen sie bloße Wäschermädchen waren.

Wie hoch über sie erhaben, wie unähnlich ihr in jeder Rücksicht, ist Madame Valville, die erste tragische Schauspielerin des Petersburgischen Theaters! Mit einem Ehrfurcht gebietenden Anstande verbindet sie das reinste, tiefste Gefühl, die schönste Deklamation, und eine Mimik sonder gleichen. Aber sie ist nicht bloß große Künstlerin; sie ist auch eine liebenswürdige, bescheidene, mit der zartesten Sittsamkeit verschwisterte Frau, die mit ächter Seelengröße alle die beleidigenden Neckereien ertrug, denen sie nicht selten ausgesetzt war. Sie ist eine liebevolle Mutter, eine zärtliche Gattin und treue Freundin. Möge sie es dem Ausbruch meines Gefühls verzeihen, daß ich die holde Schamröthe der Bescheidenheit

auf

auf ihre Wange jage: eine Farbe, die ihr übrigens so wenig fremd ist.

Madame Chevalier wurde aus ihrem Rausch von Hoheit auf eine höchst unangenehme Weise erweckt. Zwei Officiere drangen in der Nacht in ihr Haus, und verlangten, die Dame augenblicklich zu sprechen. Die schnippische Zofe, welche gewohnt war, ihre Gebieterin als eine Göttin, und sich selbst als eine sehr wichtige Person zu betrachten, wollte sie ungestüm und drohend zurückweisen; die Herren drangen aber bis in das Schlafzimmer, und bis vor das Bett der Dame, die nicht wenig erschrocken aus dem ersten Schlafe auffuhr, und ihnen versicherte, daß ihr Mann in Paris sey. „Er ist es nicht, den wir suchen," war die Antwort. Sie erfuhr nun in wenigen Worten, was vorgefallen war, und mußte, nicht von den feinsten Spöttereien begrüßt, augenblicklich aufstehn.

Was die Herren eigentlich bei ihr wollten, gehört nicht hieher. — Der Besuch war kurz. Man weckte nicht einmal ihren Bruder, Monsieur Auguste. — Ihre Gefühle während des übrigen Theils der Nacht, und die ängstliche bange Erwartung der Zukunft, mögen wohl einen Theil der Leiden gerächt haben, die so mancher Unschuldige um ihretwillen hat erdulden müssen. Doch sie hatte nichts zu befürchten. Die bewundernswürdige zarte Empfindung des neuen Kaisers schonte ihrer großmüthig: was sie für ihre

Per-

Person nie hoffen durfte, erhielt sie von den feinsten Rücksichten; und ohne Hinderniß verließ sie Petersburg. Ich habe sie in Königsberg und Berlin gesehen, blühender und fetter als jemals; und — außer der langen Weile — gab es keine Empfindung, die ihr beschwerlich gefallen wäre.

Vielleicht wird ihr Mann, der allerdings den größten Theil der Schuld trägt, sich nicht entblöden, diesen meinen Nachrichten ein dreistes Leugnen entgegen zu setzen, und die Wahrheit derselben verdächtig zu machen. Ich muß daher nochmals erklären, daß ich persönlich nicht die geringste Ursache habe, mich über ihn oder Madame Chevalier zu beschweren, sondern daß ich bloß die allgemeine Indignation theile; daß ich ferner drei- und viermal mehr von ihm hätte erzählen können, als ich erzählt habe, wenn ich jedes unverbürgte Gerücht nachsagen möchte; daß ich aber mit großer Vorsicht nur solche Züge ausgewählt habe, die mir von untadelhaften, wohl unterrichteten Augen- und Ohrenzeugen mitgetheilt worden sind, Zeugen, die kein Richterstuhl verwerfen würde. Kalt, wie es sich gebührt, habe ich das Strafamt der Publicität verwaltet. Der gesetzlichen Bestrafung konnte eine glückliche Combination von Umständen Herrn Chevalier entziehen, nicht so der heilsamen Publicität, die früh oder spät den glücklichen Verbrecher ereilt. — Und nun kein Wort mehr von diesen Leuten.

Der

Der Tod des Monarchen öffnete mir aufs neue die frohe Aussicht, in mein Vaterland zurück kehren zu dürfen. Ich beschloß, — sobald es nur irgend schicklich wäre, den jungen, mit Staatsgeschäften überhäuften Kaiser, mit einer solchen Kleinigkeit zu behelligen — um meinen Abschied zu bitten. Am 30sten März führte ich diesen Entschluß aus, indem ich ihn dem General-Adjutanten, Fürsten Subow, schriftlich mittheilte. Am 2ten April erhielt ich durch denselben Weg die schmeichelhafte Antwort: „der Kaiser wünsche mich in seinen Diensten zu behalten.“ — Diese Güte, diese Ehre mußten es mir natürlicher Weise sehr schwer machen, meinen Vorsatz auszuführen. Dankbar gerührt erklärte ich demnach: daß ich mich glücklich schätzen würde, Alexandern dem Liebenswürdigen und Geliebten zu dienen; daß es aber bei der jetzigen Beschaffenheit des Deutschen Hof-Theaters mir nicht zieme, an der Spitze desselben zu stehen. Wenn es daher dem Kaiser gefällig sey, eine günstige Veränderung damit vorzunehmen; wenn er es, von einem Titulär-Hoftheater, zu einem wirklichen erheben und es in allen Stücken dem Französischen gleich stellen wolle: so würde ich mit Freuden alle meine Kräfte anstrengen, um die Deutsche Bühne des Beifalls des Hofes würdig zu machen.“

Hierauf erhielt ich den Befehl, einen Plan zu Vervollkommnung des Deutschen Hoftheaters ein-

einzureichen. Ich gehorchte. Dieser Plan, den es irgend einem Unkundigen oder Uebelwollenden in der Hamburgischen Zeitung gigantesk zu nennen beliebt hat, war mit der möglichsten Sparsamkeit berechnet. Anstatt daß die Französische Bühne jährlich bloß an Besoldungen über hunderttausend Rubel kostet, machte ich mich verbindlich, für sechszig tausend Rubel eine Gesellschaft zu unterhalten, welche mit der Französischen wetteifern könne. Es scheint daher, der Einsender jener Zeitungsnachricht sey entweder kein Deutscher, oder doch den Deutschen sehr abhold gewesen, da er es gigantesk finden konnte, daß ich für die armen Deutschen etwas über die Hälfte von dem Gehalte foderte, den die Franzosen bekamen.

Der Kaiser übergab den Plan zur Prüfung dem Oberhofmarschall, der ihn gut und zweckmäßig fand.

„Wie viel wird nach diesem Plan das Deutsche Theater mir kosten?“ fragte der Monarch.

Sechzigtausend Rubel jährlich.

„Und wie viel hat es bis jetzt gekostet?“

Nichts.

Ueber diese Antwort mußte der Kaiser natürlicher Weise stutzen. Sie war in gewisser Hinsicht wahr. Ich hatte, von Eifer und Ehrgeitz getrieben, durch Fleiß und Anstrengung bewirkt, daß die Einnahme in dem verflossenen Winter-Halbenjahr bis auf 32000 Rubel gestiegen war, und

und von dieser Summe hatte ich alle Kosten bestritten. Aber der Herr Oberhofmarschall vergaß, daß in den sieben Wochen der Fasten gar keine, und im Sommer nur eine sehr geringe Einnahme Statt fand; daß überdies das Theater höchst mittelmäßig war und sehr großer Verbesserungen bedurfte. Von dem Monarchen konnte man freilich nicht erwarten, daß er sich auf dieses kleine Detail einlassen sollte, um so weniger, da dessen gar nicht erwähnt wurde. Was Wunder also, daß er die Summe zu hoch fand!

Ich war mit der Stimmung für das Deutsche Theater hinlänglich bekannt, folglich auf diesen Fall vorbereitet, und hatte — wenn der Kaiser meinen Plan nicht genehmigte — die abermalige Bitte um meinen Abschied hinzu gefügt. So erhielt ich denselben endlich in den gnädigsten Ausdrücken, und wurde zu gleicher Zeit zum Collegien-Rath befördert.

Noch heute bin ich fest überzeugt, daß der Hof das Deutsche Theater, selbst in dem jetzigen mangelhaften Zustande, nicht ohne einen jährlichen Zuschuß von 37000 Rubeln erhalten kann. *) Hätte man daher dem Kaiser auf seine Frage geantwortet: „Nach der Verbesserung wird es Ewr. Majestät jährlich 23000 Rubel mehr kosten, als

jetzt“

*) Ich weiß zwar wohl, daß Herr Mire und ein gewisser Herr Casazzi sich erboten haben, das Deutsche Theater für einen weit geringern Zuschuß zu übernehmen; aber — finis coronat opus.

jetzt' — so vermuthe ich, die Antwort des Monarchen würde anders ausgefallen seyn, zumal da die junge Kaiserin der Deutschen Muse hold ist. Das „Nichts" aber konnte keine andere Wirkung hervorbringen.

So also verhält es sich mit meinem Abschied aus Russisch-Kaiserlichen Diensten, von welchem dem Einsender der Zeitungs-Nachricht sehr hämisch zu sagen beliebt: „man wisse nicht recht, ob ich ihn genommen, oder bekommen habe." — In Petersburg wußte man das sehr wohl. Nur Schade, daß es Menschen giebt, denen, trotz dem besser Wissen, der Neid immer einen andern Glauben aufdringt!

Auch bei Erwähnung der mir ertheilten Pension, bedient sich der hämische Einsender des Beiworts: erbeten, und scheint dadurch diese Auszeichnung weniger ehrenvoll für mich machen zu wollen. Er hat nicht gewußt, daß schon Kaiser Paul mir dieses Gehalt auf sein Cabinet anwies; daß dergleichen Gehalte oft, und gewöhnlicher Weise, auch nach der Dienstverlassung fortgezogen werden, und daß ich, ohne den jungen Monarchen im geringsten mit unverschämten Bitten zu behelligen, auf eine einfache, bescheidene Anfrage, dieser Gnade theilhaftig wurde. Ich bin zu eifersüchtig, sowohl auf dieses Zeichen von der Huld und dem Wohlwollen des jungen Kaisers, als auch auf die Reputation eines Mannes, den Habsucht nicht unbescheiden macht, als daß

ich nicht — auf die Gefahr dem Leser lange Weile zu verursachen — diesen Punkt noch hätte ins Klare setzen solleu.

Am 29sten April verließ ich mit meiner Familie Petersburg, durchdrungen von Dank für den verstorbenen sowohl als für den lebenden Monarchen. In Jewe verweilten wir noch einige Wochen bei dem Probst Koch und seiner edlen Familie. Von ihren ächt freundschaftlichen Wünschen begleitet, setzten wir unsere Reise fort bis nach Wolmershof, einem von deu Landgütern des biedern Barons Löwenstern, wohin ein paar herzliche Zeilen uns eingeladen hatten.

O! wie klopfte es mir in der Brust, als wir uns dieser Wohnung der Rechtschaffenheit und des Edelmuthes näherten! Endlich war einer meiner heißesten Wünsche erfüllt! ich sollte die Frau wiedersehen, die in dem bängsten Augenblick meines Lebens mir Hülfe sandte, so viel sie vermochte! Wie sehnte ich mich darnach, ihre Hand an meine Lippen, an mein Herz zu drücken! — Ich sollte jetzt auch den Jüngling wieder sehen, dessen Thränen um mich flossen, und der mit Bruderliebe mir mein schweres Schicksal zu erleichtern strebte! — Die erste Person, die mir aufstieß, als ich aus dem Wagen sprang, war — der Kammerherr von Beyer. Welch ein Gemisch und Gewühl von Empfindungen durchkreuzte meine Seele bei seinem Anblick! — Gleich

darauf erschien auch Frau von Löwenstern. Ich wußte ihr nichts zu sagen; aber die dankbare Thräne in meinem Auge hat gewiß für mich gesprochen. Unruhig blickte ich nach ihrem wackern Sohne umher; er eilte in meine Arme, und ich drückte ihn mit brüderlicher Liebe an mein Herz. — O, wie süß ist die Erinnerung an überstandene Leiden im Kreise theilnehmender Freunde! —

Ich bekam hier noch manchen kleinen Aufschluß über den Theil meiner Geschichte, bei welchem jene gute Menschen mit interessirt waren. Die Briefe, die ich auf Stockmannshof schrieb, hatte Herr Kammerherr von Beyer sämmtlich an den braven Gouverneur von Riga gesandt, doch — wie ich schon vorher vermuthete — mit Ausnahme des Einen, an den Grafen Cobenzl gerichteten, weil der mir nur schaden konnte. Der Gouverneur hatte ohne Bedenken sie sämmtlich an den Kaiser befördert, der im ersten Augenblicke über meine Entweichung höchst erzürnt wurde, und ihm zurück schrieb: „er solle den Kammerherrn von Beyer augenblicklich nach der Stadt bescheiden, und ihm einen derben Verweis dafür geben, daß er sich unterstanden habe, einen Staatsgefangenen Briefe schreiben zu lassen." — Dieser Verweis, der einen Lobspruch für das Herz des Hrn. von Beyer enthielt, wurde wirklich ertheilt; man kann aber denken, wie sehr der Ton des menschen-

schenfreundlichen Gouverneurs dessen Strenge gemildert haben wird.

Ich erfuhr ferner, daß mein Hofrath dem Kammerherrn von Beyer wirklich seine Instruktion vorgezeigt hatte, und daß es daher allerdings gefährlich gewesen seyn würde, sich lebhafter, als es geschehen ist, für mich zu interessiren. — Den klugen und kühlen Herrn Prostenius versuchte Herr von Beyer zu vertheidigen. Ich kann nicht dafür, daß mein Gefühl allen seinen Gründen widersprach.

Den Hofrath hatte man damals allgemein für einen guten Menschen gehalten, und das Beste von ihm erwartet. Dieser Irrthum war mir nicht auffallend; denn nie habe ich so viel Grobheit mit so viel Verstellungskunst vereinigt gesehen. Kam er doch, als er bei seiner Rückkehr aus Sibirien meine nahe Befreiung erfahren hatte, augenblicklich kriechend zu meiner Frau, und versicherte dieser: wir wären die besten Freunde; wir hätten unterwegs als Brüder zusammen gelebt! Kam er doch, als er erfuhr, daß Kaiser Paul mich auszeichnete, oft sogar auch zu mir, und machte mir auf eine niedrige Weise den Hof! Sein bloßer Anblick war mir jedes Mal ein Stich in das Herz. Das mochte er denn endlich merken, und blieb weg.

Nach kurzer auf Wolmershof sehr glücklich verlebter Zeit, giengen wir weiter nach Riga,

wo uns neue, nicht weniger zarte Freuden erwarteten. Zwar fand ich den biedern Gouverneur von Richter nicht dort, weil, leider, Krankheit ihn auf dem Lande zurückhielt; aber mein guter gefühlvoller Freund Eckardt und der edle Arzt Stoffregen empfiengen meinen gerührten Dank. In dem paradiesischen Graffenheyde, der ländlichen Wohnung des erstern, brachten wir einige sehr frohe Tage zu, und verließen es endlich segnend und gesegnet.

Hier erfuhr ich unter andern, daß ein Brief, den meine unglückliche Frau an die Frau Herzogin von Weimar geschrieben hatte, von dem Postdirektor gleichfalls an den Kaiser gesandt worden sey; daß dieser ihn gelesen, aber auf der Stelle mit dem Befehle zurückgeschickt habe, ihn vorsichtig wieder zu versiegeln, und an die Adresse abgehen zu lassen. Meine Freunde hatten aus diesem Umstande günstige Hoffnungen gezogen, und gewiß ist es, daß dieser Brief, von dem ich eine Abschrift besitze, keine andre als eine heilsame Wirkung auf das empfängliche Herz des Monarchen hervorbringen konnte. Vielleicht verdanke ich also meine Befreiung zum Theil derjenigen Person, der ich sie am liebsten verdanke: meiner guten Frau!

In Mietau fanden wir den Herrn Gouverneur von Driesen nicht mehr; er war abgesetzt. Leider war das auch der Fall mit dem wackern Hofrath

Sel=

Sellin, dem vormaligen Chef des Grenz-Zoll-Amtes. Ihn sah ich nicht; wohl aber den Offizier, der mich bis Mietau begleitet hatte, den Herrn Lieutenant von Bogeslawski. Er empfieng mich als einen alten Freund; wir mußten bei ihm frühstücken. O, wie gegenwärtig wurde uns hier wieder die Scene meiner Verhaftung! — Aber welch eine Wohlthat der Natur, daß die Erinnerung an überstandne Leiden denselben Genuß gewährt — und vielleicht einen größern — als die Erinnerung an Freuden der Vergangenheit! — Ich erkundigte mich nach dem höflichen Kosaken, der damals auf unserm Kutschbocke saß, und wollte ihn beschenken; er war aber gerade nicht gegenwärtig.

Als wir nun weiter fuhren — als wir das Wachthaus passirten — der Schlagbaum hinter uns fiel — und bald darauf der Preussische Adler uns winkte — o! warum sollte ich mich schämen, zu gestehen, daß ich in Thränen ausbrach, die ich, von meiner guten Frau innig umarmt, an ihrem Herzen sanft verweinte. Nicht etwa als ob ich nun erst des Gefühles der Rettung recht froh geworden wäre — o nein! der Name Alexander ist jedem unbescholtenen Manne Bürge für seine Sicherheit — aber es war ein Gemisch von mancherlei starken Gefühlen, welche mir jene süßen Thränen auspreß-

ten: der Anblick des Schauplatzes meiner Leiden — die Vergegenwärtigung jener Scenen — die Erinnerung an die unwillkührliche Bangigkeit, mit der ich ein Jahr vorher denselben Weg fuhr — der Contrast mit meiner jetzigen Empfindung — die glückliche, so wenig gehoffte Wendung meines Schicksals — der Dank gegen Gott, daß ich alle meine Lieben wieder bei mir und um mich hatte — daß der böse schwere Traum in ein so fröhliches Erwachen übergegangen war: — alles das stieg mir aus dem Herzen in die Augen, und mit feierlicher unnennbarer Wehmuth begrüßte ich die Staaten Friedrich Wilhelms des Dritten. Es war mir, indem ich seine Grenze betrat, als wäre ich schon in meinem Vaterlande.

In Königsberg fand ich den Grafen Kutaisoff, den Liebling und täglichen vertrauten Gesellschafter des Kaisers Paul. Wenn irgend Jemand mir Aufschluß über die Ursachen meiner Verbannung geben konnte, so war Er es. Ich kannte ihn schon lange, aber freilich zu einer Zeit, wo es unschicklich gewesen seyn würde, eine mich betreffende Frage an ihn zu richten. Was ich in Petersburg nicht wagte, das durfte ich hier ohne Bedenken thun. Ich äußerte ihm daher den Wunsch, zu wissen, was eigentlich den Kaiser zu einem so außerordentlichen Verfahren gegen mich bewogen? — Er

antwortete mir mit unverdächtiger Offenheit: daß durchaus keine eigentliche Ursache dazu vorhanden, sondern daß ich dem Monarchen bloß als Schriftsteller verdächtig gewesen sey. „Sie haben aber gesehen,“ setzte er hinzu, „wie schnell und wie gerne er von einem Irrthume zurückkam. Er liebte Sie; er bewies es Ihnen täglich, und würde es Ihnen in der Folge noch mehr bewiesen haben.“

So ruhe dann sanft die Asche eines Mannes, der warlich den größten Theil der Schuld, deren man ihn anklagt, auf seine dornige Lage in früheren Jahren, auf die Begebenheiten seines Zeitalters, und auf die Personen, welche ihn umgaben, zurückwerfen könnte; der sich zwar oft in den Mitteln vergriff, das Gute zu bewirken, der aber immer nur das Gute, das Gerechte wollte, ohne Ansehen der Person; — der zahllose Wohlthaten säete, doch aus dem Saamen nur giftige Pflanzen aufschießen sah, die bunt um ihn her blühten, und in deren Duft er verwelkte! —

Ich schließe mit einigen Versen, die wenige Tage nach des Kaisers Tode in Petersburg gelesen wurden. Den Verfasser kenne ich nicht; aber seine Schilderung trägt den Stempel der Wahrheit:

On le connût trop peu, lui ne connût personne;
Actif, toujours pressé, bouillant, impérieux,
Aimable, seduisant, même sans la couronne,
Voulant gouverner seul, tout voir, tout faire mieux,
Il fit beaucoup d'ingrats — et mourût malheureux!

Anhang.

Ueber die

Mémoires secrets sur la Russie.

Ich habe die Mémoires secrets sur la Russie gelesen. Das Buch hat viel Aufsehen gemacht, weit mehr als es verdiente. Man hat geglaubt, und glaubt vielleicht noch jetzt, es sey aus sehr authentischen Quellen geflossen; daher ist es wohl der Mühe werth, eine Untersuchung darüber anzustellen. Der Verfasser hat auf Groß und Klein so scharfen Gift gespritzt, und den Monarchen, wie die Nation, an Ehre, Tugend so keck angegriffen, daß ich Dank zu verdienen glaube, wenn ich ihm hier und dort die Maske lüfte, und da, wo ich, besser als Er unterrichtet, ihm widersprechen **kann**, ihm laut widerspreche.

Wollte ich, nach seinem Beyspiele, Stadtgerüchte und Vorzimmer-Klatschereien zu Autoritäten erheben, so sollte es mir leicht werden, jedes Blatt seines Buches zu widerlegen; da ich aber nicht die Kunst verstehe, mir ein gewisses importantes Air zu geben, so wiederhole ich, daß ich nur über solche Dinge sprechen werde, bei denen ich aus Ueberzeugung mitsprechen **kann**. Sollten die Mémoires secrets in Rußland bekannt werden, so finden sich auch wohl Männer, die **jede** Blöße darin aufdecken, weil sie noch besser als ich unterrichtet sind.

Schon

Schon in der Vorrede giebt der Verfasser sich das Ansehen, als habe er, Gott weiß, welchen wichtigen Posten am Hofe bekleidet, und der Herausgeber fügt hinzu: „er habe in der innigsten Verbindung mit allen großen und Einfluß habenden Männern in Petersburg gestanden *).“ Da es bei einem Geschicht- oder Memoiren-Schreiber, der Anspruch auf das Vertrauen des Lesers macht, vorzüglich darauf ankommt, ob er die Wahrheit habe sagen können und wollen; so müssen wir uns zuerst einige Augenblicke mit der Person des Verfassers beschäftigen.

Herr von M** der jüngere ist ein Schweizer **). Seine frühern Schicksale gehören nicht hieher. Er fand Zugang in das Haus des Generals Soltikow, dessen Empfehlung er den Posten eines Aufsehers über den Stall des Großfürsten Alexander, jetzigen Kaisers, verdankte. Es kann seyn, daß der Großfürst ihn wohl leiden mochte; ob aber dieser Posten ihm gerade den Weg zu den relations intimes mit allen Großen des Reiches bahnen konnte, das muß ich billig bezweifeln.

Zwar

*) Rélations intimes avec tout ce qu'il y a de grand et d'influant à St. Petersbourg.

**) Ich schreibe seinen Namen nicht aus, um seines wackern Bruders zu schonen. Er hat übrigens die Mühe zu rathen dem Leser erspart; denn er macht sich überall so kenntlich, daß man sieht, es sey ihm selbst recht viel daran gelegen, nicht verborgen zu bleiben.

Zwar hat er oft kleine Verschen gemacht, auch in seinem Cirkel für einen guten Gesellschafter gegolten; aber sehr viele große und Einfluß habende Personen kannten nicht einmal seine Existenz. Hieraus mag man schließen, ob er die Wahrheit habe sagen können. —

Gesetzt aber auch, man wollte ihm diese Eigenschaft zugestehen, so hat er sie doch gewiß nicht sagen wollen. Er selbst ist so offenherzig zu sagen: il ne faut pas moins que le plus juste ressentiment pour m'enhardir à parler *). Was darf man also von einem Schriftsteller erwarten, der bloß von seinem Unwillen begeistert wird, und der sich nicht einmal scheuet hinzuzusetzen: n'est ce point à l'indignation à révéler ce qu'une *coupable reconnoissance* peut engager à taire? **) — Es ist also bloß sein empörtes Gefühl, welches in den Memoiren spricht, und zwar ist dieses Gefühl in einem so hohen Grade empört, daß es ihn sogar verleitet zu glauben, die Dankbarkeit könne eine Untugend werden, wenn er nicht Alles sage, was ihm das Herz drückt. Was kann man von einem Schriftsteller erwarten, der durch Rück-

*) Nur der gerechteste Unwille konnte mir den Muth geben, zu reden.

**) Soll das empörte Gefühl nicht aufdecken, was eine verbrecherische oder strafbare Dankbarkeit vielleicht zu verschweigen gebietet?

Rücksichten auf Dankbarkeit eine schwere Schuld auf sich zu laden glaubt? —

Und was ist es denn nun eigentlich, das ihn so erbittert? — Er hat einiges Unrecht gelitten, ich gebe es zu. Er war unschuldig, das glaube ich gerne. Ein bloßer Verdacht, einige unbedeutende Worte, das Lob der Französischen Truppen u. s. w. bewogen den raschen Kaiser, beide Herren von M** aus seinen Staaten zu verbannen; aber es geschah, ohne ihre Ehre anzutasten, ohne ihnen ihr Vermögen vorzuenthalten, ohne ihren Familien Pässe zu verweigern, so, daß sie den Männern folgen konnten. Sie waren bloß in Ungnade gefallen; der Kaiser traute ihnen nicht, und wollte sie nicht länger in seinen Diensten haben: das ist es Alles. Freilich hart genug, aber noch lange kein Grund, um die Dankbarkeit zu einem Dinge herabzuwürdigen, das von Umständen abhängig sey. Hätte Herr von M** sich begnügt, kalt und gründlich in einem Memoire seine Unschuld darzuthun, so würde er jeden unbefangenen Leser gewonnen haben. Aber diese Aufhäufung scandalöser Anekdoten, dieses geflissentliche Haschen nach Allem, was den russischen Hof nur immer schwarz oder lächerlich darstellen kann: — wahrhaftig, es war dem Kaiser Paul wohl eben nicht zu verargen, wenn er einen solchen gallsüchtigen Beobachter, der Alles nur durch eine angelaufene Brille sah, zu entfernen suchte. In der That scheint mir das Buch des Herrn

von

von M** die beste Rechtfertigung von dem Verfahren des Kaisers gegen ihn. Er versuche es nur einmal, in der hochbelobten Republik Frankreich die chronique scandaleuse des jetzigen Französischen Hofes zu sammeln; und — was gilt die Wette? — er wird froh seyn müssen, wenn er nicht nach Cayenne transportirt wird.

Er sagt: „Ich schreibe nur, was ich selbst gesehen, gehört, gefühlt oder erfahren habe.“ — Sonderbar! ich finde in dem ganzen Buche nichts, als Dinge, die er gehört hat, und die auch ich, so wie tausend Andere, gehört habe, nur sehr oft anders als er. Lieber Gott! wenn es, um Memorien für die Nachwelt zu schreiben, hinlänglich wäre, die Ohren aufzusperren, dann würde die Muse der Geschichte jedes Vorzimmer zu ihrem Tempel weihen müssen. Wollte Herr von M** uns Vertrauen zu dem einflößen, was er nicht gesehen, nicht gefühlt, nicht erfahren — sondern gehört: so mußte er uns die Leute nennen, von welchen er es gehört hat; sonst kann er unmöglich für den Aufseher des Großfürstlichen Stalles mehr Glauben von uns fodern, als für jeden andern Unterbeamten des Russischen Hofes.

Seite 4 der Vorrede, nennt er den Kaiser einen rachsüchtigen Tyrannen. — O, was war Paul wohl weniger als rachsüchtig! —

In

In der ersten Hitze der Leidenschaft Jemanden Unrecht, zuweilen großes Unrecht zufügen, das konnte er wohl; aber nachtragen, rächen, diese Empfindungen waren seinem Herzen gänzlich fremd. Soll ich Beyspiele anführen von Personen, durch welche er sich, mit Recht oder Unrecht, beleidigt glaubte, die er rasch dafür strafte, und dann doch auf die ersten Stufen des Throns hob? — Es wäre überflüßig, solche Beispiele zu nennen; Jedermann kennt sie. Wäre der Kaiser wirklich rachsüchtig und folglich nachtragend gewesen, (denn eins ist nie ohne das andere) die Annalen der Geschichte würden der Nachwelt vermuthlich eine schauderhafte Begebenheit weniger erzählen. — Herr von M** rühmt sich, indem er jenes ungeheure Wort, rachsüchtiger Tyrann, niederschreibt, der Kühnheit und Freimüthigkeit *); ich glaube aber nicht, daß irgend ein rechtlicher Mann diese milden Ausdrücke für solche Abscheulichkeiten gelten lassen wird.

Lächeln muß man, wenn Herr von M** (S. 5) zu verstehen giebt: „er wisse und fühle noch immer, daß er verfolgt werde.“ Der Kaiser hat seiner nie wieder erwähnt oder gedacht. — Noch auffallender ist es, wenn er gleich darauf kühn behauptet: „er bediene sich des Rechts zu schreiben mit Mäßigung.“ — Nun, ich möchte doch gerne wissen, wie es ihm möglich ge-

*) Hardiesse et franchise.

gewesen seyn würde, noch mehr horreurs in zwei Bänden zu häufen!

Auf der sechsten Seite bekennt er sehr naiv: „daß sein schwaches Gedächtniß die einzige Quelle sey, aus welcher er schöpfe, da er alle geschriebene Materialien ins Feuer geworfen habe." — Man muß gestehen, es ist ein wenig viel von dem gutmüthigen Leser begehrt, dem schwachen Gedächtniß eines Aufsehers über den Großfürstlichen Stall alle die Staats- und Familien-Geheimnisse zu glauben, die hier so zuversichtlich ausgeplaudert werden.

Gegen die armen Deutschen Schriftsteller erboßt sich Herr von M** in seinem Buche überall gewaltig. Er nennt sie sehr unartig nicht anders als flagorneurs (Speichellecker), ohne dieser ehrenrührigen Behauptung auch nur einen einzigen Beweis beizufügen. Wie, wenn ich einige Gelegenheitsgedichte des Herrn von M** aus ihrer Dunkelheit hervorzöge? wer würde dann als flagorneur erscheinen? —

Herr von M** möchte gar zu gern jeden Russischen Unterthan als einen niedrigen Sklaven darstellen; er behauptet sogar, der Russe habe, aus Vergötterungssucht, den Namen Katharina in Jekatharina verwandelt, welches so viel bedeute als Erz-Katharina. Das ist eine lustige Erfindung! Jekatharina ist ein Name, und heißt eben so wenig Erz-Katharina als Agurke (wie man in Liefland

statt Gurke zu sagen pflegt) eine Erz=Gurke bedeutet.

Seite 48 scheuet Herr von M** sich nicht, von dem Kaiser zu sagen: „der Tyrann seines Reiches ist auch der Tyrann seiner Familie; er verbietet ihr die ersten und gerechtesten Empfindungen der Natur.“ — Nie ist eine abscheulichere Unwahrheit gesagt worden. Ich müßte ein ganzes Buch schreiben, wenn ich alle die kleinen und großen häuslichen Begebenheiten erzählen wollte, bei denen Kaiser Paul sich als einen zärtlichen Gatten und liebevollen Vater bewiesen hat. Und wie wenige derselben sind noch mir zu Ohren gekommen! — Ich will nicht leugnen, daß er auch gegen seine Familie zuweilen Aufwallungen des Zorns Raum gegeben, die mit unter, doch nur für kurze Zeit, ernsthafte Folgen haben konnten; aber wahrlich! auch er war mit den Gefühlen der Natur innigst vertraut. —

Wie selten ist es z. B., daß eine Prinzessin, wenn sie ihre Hand vergeben soll, eine Stimme hat! — Nun, Kaiser Paul, das weiß ich gewiß, ließ seinen Töchtern freie Wahl; er hörte nicht, was die Politik, sondern was sein Vaterherz dazu sprach, und jede Zusage, die er in dieser Hinsicht gab, wurde durch die Bedingung eingeschränkt, daß seine Tochter mit der Wahl zufrieden seyn müsse. Man nenne mir doch viele Höfe, an denen diese Sitte herrscht!

Als die verewigte Großfürstin Alexandra von ihm Abschied nahm, mit welcher unaussprechlichen Zärtlichkeit schloß er sie in seine Arme! wie viele Thränen vergoß er an ihrem Busen! — Und als sie schon in den Wagen gestiegen war, eilte er noch einmal hinunter, riß die Wagenthür wieder auf, und segnete sie laut schluchzend. Ist dies das Benehmen eines Mannes, der die ersten Empfindungen der Natur verbietet? —

Ich könnte noch viel sagen; ich glaube aber nicht, wie Herr von M**, daß ich Alles drucken lassen darf, was mir erzählt worden ist. Indessen will ich doch noch Einen Beweis gegen seine unbesonnene Behauptung anführen, weil dieser zugleich darthut, daß Kaiser Paul bis auf den letzten Augenblick seines Lebens seiner Familie Beweise der Liebe und Zärtlichkeit gab. —

Am 11ten März, Nachmittags um 5 oder 6 Uhr, also wenige Stunden vor des Kaisers Tode, war der Herr Hofrath B** in Geschäften zu der Kaiserin gerufen worden, stand im Vorzimmer, und sah durch die halb geöffnete Thür den Kaiser zu seiner Gemahlin hineintreten. Der Kaiser war sehr fröhlich, und rief seiner Gemahlin gleich beim Eintritt zu: „Mon ange, ich bringe Ihnen etwas, das Ihnen Vergnügen machen wird.“ — Es sey, was es wolle, erwiederte die Kaiserin, ich bin schon im voraus davon überzeugt. — Hierauf zog der Kaiser

Strümpfe hervor, welche in irgend einem Institut, dessen Vorsteherin die Kaiserin ist, von jungen Fräulein brodirt waren. — Nachdem er seiner Gemahlin diese kleine Freude gemacht hatte, wendete er sich zu seinen jüngsten Kindern, die um ihn her spielten, trug sich mit ihnen, hüpfte mit ihnen herum, kurz, er that Alles, was nur immer ein liebenswürdiger Privatmann im Kreise seiner Familie zu thun pflegt. Herr Hofrath B** war der gerührte Zeuge dieser ganzen Scene, zu der ich, für ein fühlendes Herz, wohl nichts weiter hinzuzusetzen brauche.

Seite 79 thut Herr von M** einen heftigen Ausfall gegen die Großen des Reichs, in den letzten Regierungsjahren der Kaiserin Katharina. Er sagt: „sie haben weder Kenntnisse, noch Scharfblick, noch Erhabenheit der Seele, noch Rechtschaffenheit besessen;“ er spricht ihnen sogar ein gewisses eitles Ehrgefühl ab, welches sich zu der wahren Ehre verhalte, wie Heuchelei zur Tugend. Sie sollen hart gewesen seyn wie Paschas, Gelderpresser wie Zollbedienten, spitzbübisch wie Lakeien, und bestechbar wie Kammerjungfern in der Komödie; mit Einem Worte, er schämt sich nicht, sie „die Canaille des Reichs“ zu nennen. —

Wenn man nun ein solches Bild — welches nur geifernde Wuth entwerfen, und die ausgelassenste Ungezogenheit ausmahlen konnte — wenn man, sage ich, ein solches Bild vor sich hinstellt,

stellt, und daneben die Gemählde eines Repnin, der im Felde und im Cabinet gleich groß, dabei von der unbestechlichsten Redlichkeit, auch freigebig und großmüthig war; — eines Romanzow, des berühmten Feldherrn, der seine Tugenden auf seine Söhne vererbte; eines Besborodko, der zwar ein bon-vivant, aber ein vortrefflicher Kopf und unermüdeter Arbeiter war; — eines Wasiliew, des Reichsschatzmeisters, den man an Redlichkeit und Einsicht ohne Schmeichelei mit Colbert vergleichen darf; — eines Soltikow, Kutusoff, Markoff, u. s. w. — wahrlich! so geräth man in Versuchung, das, was dem Herrn von M** hardiesse und franchise zu nennen beliebt, mit ganz andern, weit härtern Namen zu belegen. Wenn er sich nun vollends erdreistet zu behaupten: „die Großen hätten ihre Domestiken, Hofnarren, Virtuosen, Secretairs und sogar die Hofmeister ihrer Kinder, aus Kron-Kassen bezahlt, die ihnen anvertraut gewesen, und das Gehalt dieser Leute ordentlich auf solche Kassen angewiesen:“ — so ist das eine so ehrenrührische, schmähende Behauptung, daß man den, der sie so ganz ohne Beweis hinwarf, deshalb vor ein Criminal-Gericht stellen sollte.

Ich bitte übrigens, zu bemerken, wie oft Herr von M** in der Leidenschaft seinen eigenen Grundsätzen widerspricht. Er nennt die Großen unter Katharina die Canaille des Reiches,

und macht es dennoch dem Kaiser Paul zum Verbrechen, daß er sie beim Antritt seiner Regierung entfernte; er giebt zu, die, welche Paul umgaben, seyen moralisch besser gewesen, und macht sich doch alle Augenblick lustig über die Emporkömmlinge.

Seite 82 wiederholt er den abgedroschenen Vorwurf, „daß es in Rußland nur Ukasen, aber keine Gesetze gebe.“ — Wahr ist es, die von der Kaiserin Katharina errichtete Gesetz-Commission hat noch nicht alles das bewirkt, was man erwarten zu dürfen glaubte; indessen ist doch von dieser unsterblichen Monarchin weit mehr geschehen, als Herr von M** zu wissen scheint. Ihre vortreffliche Verordnung zur Verwaltung der Gouvernements des Russischen Reichs; ihre Stadtordnung; ihre Verordnung den Adel betreffend; ihre Handwerksordnung, u. s. w. alles das ist weit mehr als Ukasen, und bildet, zusammengenommen, ein ziemlich vollständiges Gesetzbuch. Ich selbst habe zehn Jahre lang so manchen Prozeß nach diesen Gesetzen aburtheilen müssen, und bin selten in die Verlegenheit gekommen, mich eines fremden Hülfsrechtes zu bedienen.

Ob der Wunsch der Monarchin, ein gleichförmiges Recht in ihren unermeßlichen Staaten einzuführen, erreicht werden konnte, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; aber gewiß wäre es heilsam,

sam, wenn die Verwirrung, die durch so manches privilegirte Recht entsteht, endlich einmal gehoben würde. Die Gerichtsbehörde zum Beispiel, von welcher ich zehn Jahre lang die Ehre hatte Präsident zu seyn, war ein Appellations-Gericht für die sämmtlichen Magistråte der Provinz, so, daß die Rechtsstreitigkeiten aus Reval, Hapsal, Weissenstein, Wesenberg und Baltischport daselbst zusammen liefen. Nun aber war ich genöthigt, einen Revalschen Prozeß nach Lübeckischen Rechten zu schlichten, einen Hapsalschen nach Schwedischen, einen Baltischportischen nach Russischen u. s. w. So wurde, durch verjährte Privilegia, die Rechtspflege unendlich erschwert.

Daß Herr M** (S. 92.) die Paradoxie so weit treibt, zu behaupten, die große Katharina, die Freundin und Vertraute der Musen, habe Künsten und Wissenschaften nicht beschützt, sondern nur aus Prahlerei hier und da Bibliotheken oder Gemählde gekauft, und Medaillen an speichelleckende Deutsche Schriftsteller gesandt: — das muß man nicht beantworten, sondern nur belächeln. Tausend und abermals tausend Thatsachen sprechen zu laut dagegen.

Uebrigens ist es höchst possierlich zu lesen, wie ein so oberflächlicher Kopf, als Herr von M**, dreist über alle die Werke abspricht, welche während der fünf und dreißigjährigen Regierung Katharinens in Rußland erschienen sind.

 „Mit

„Mit Ausnahme von ein Paar naturhistorischen,“ meint er, „sey es nicht der Mühe werth, der übrigen zu erwähnen.“ Freilich kannte er die meisten gar nicht, und einige wenige nur dem Titel nach. Euler, den unberühmten Euler, z. B. hat er ganz vergessen. Dagegen erzählt er uns Mährchen von ganzen Bibliotheken, die man in den Ruinen am Ufer des Irtisch gefunden haben soll.

Seite 110 sagt Herr von M**, die Deutschen Einwohner von Petersburg wären bloß Handwerker, vorzüglich Schneider und Schuster. Er hätte noch die Sattler hinzufügen können, die größtentheils aus Deutschen bestehen; und dennoch würde das lange noch nicht die Hälfte der Deuschen Einwohner betragen, die sich über 30,000 belaufen. Fast der ganze eigentliche Kaufmannsstand, und eine sehr grosse Menge von Beamten sind Deutsche. Uebrigens nimmt man, wie Herr von M** fälschlich glaubt, in den deutschen Häusern nicht mehr Speise zu sich, als in andern, und auch die Komplimentir-Sucht ist da keineswegs hervorstechender; aber freilich haben die einfältigen Deutschen keinen Begriff von der hardiesse und franchise, worin Herr von M** allerdings ein Virtuose ist.

Den Mißbrauch, welchen er Seite 117 rügt, daß nämlich die Obristen unumschränkte Herren ihrer Regimenter waren, und das Detail der ganzen

zen Oekonomie durch ihre Hände gieng, ist allerdings wahr; er hätte aber hinzufügen sollen, daß Kaiser Paul diesen Mißbrauch sogleich abschaffte.

Seite 131 kann Herr von M** nicht umhin, eine unverzeihliche Nachlässigkeit in der Beschreibung von Petersburg zu rügen, da nämlich seine eigene merkwürdige Person als homme de lettres mit der Person seines Bruders verwechselt worden ist. Nun traue einer noch den Beschreibungen! ruft er aus. — Und warum nicht? — Welchem Leser kann wohl etwas daran liegen, den Verfaßer einiger unbedeutenden Verschen zu kennen? — Wenn nur die interessanten Nachrichten wahr sind; die uninteressanten übersieht man ohnehin. — Uebrigens sollte Herr von M** jedes Mal sehr froh seyn, wenn er sich mit seinem würdigen Bruder verwechselt sieht. Dieser wackere, verdienstvolle, bescheidene Mann, lebt jetzt auf einem Gute bei Erlangen, und erschrack nicht wenig über die unbesonnene Herausgabe der mémoires secrets. Es gab Leute, die, da sie ihn nicht genug kannten, ihn für den Verfaßer hielten; er hat sich aber stark und ernstlich gegen seine Freunde darüber erklärt.

Seite 132 macht Herr von M** dem Kaiser Paul abermals einen ungerechten Vorwurf. Er soll nämlich die nützlichen Arbeiten seiner Mutter unvollendet gelassen, und nur Exercierhäuser und Kasernen gebauet haben. Herr von

M** nennt unter andern ausdrücklich die Kaien und Kanäle, und vergißt, daß Paul die ganze Moika mit Quadern einfassen ließ. Wohlbedächtig sagt er auch kein Wort von dem vortrefflichen Militair-Waisenhause, welches einzig und allein dem Kaiser Paul seine Entstehung verdankt; worin mehr als 800 Kinder, Knaben und Mädchen, Waisen von Officieren oder Soldaten, reichlich ernährt, gut und zweckmäßig versorgt werden. Das Institut steht unter der Leitung des wackern Obristen von Weimarn und seiner Gattin, die — ich habe es selbst mehr als Einmal mit Rührung gesehen — von den sämmtlichen Kindern wie Vater und Mutter geliebt werden. Der Kaiser kam oft selbst dahin; es war eine seiner liebsten Spazierfahrten. Mit edler Wärme interessirte er sich für dieses Haus; immer legte er dort den Monarchen ab und war Vater der Waisen, nie verließ er es, ohne den Segen und die dankbaren Thränen seiner Bewohner mit sich zu nehmen. — Solche Thatsachen hätte Herr von M** nicht verschweigen sollen. Oder haben vielleicht seine Correspondenten ihm dergleichen nicht gemeldet? Haben sie ihm nur Vorzimmer-Klatschereien mitgetheilt?

Wenn man nicht wüßte, daß Herr von M** aus Privat-Ursachen dem Andenken des Fürsten Potemkin Schonung schuldig zu seyn glaubte, so müßte man erstaunen, wie leise berührend er über den Charakter dieses Mannes hinweg gleitet. Es

ist

ist mehr als zu bekannt, daß Fürst Potemkin die tiefste Verachtung für die Menschen hegte, und daß er sie nur als Handwerkszeug am Bau seiner Größe gebrauchte. Nie hat Kaiser Paul, zu Befriedigung seiner Launen, sich solche Handlungen erlaubt, wie jener Fürst. Wer kennt nicht die famöse Anekdote, da er einen rechtlichen Kaufmann in Moskau durch die Polizei aufheben und ihn nach Petersburg schleppen ließ, um — einer Dame seinen langen Bart zu zeigen! Als der Unglückliche in Petersburg ankam, hatte Potemkin seinen Bart schon vergessen, und er schmachtete ein halbes Jahr lang in Ketten, ehe es dem Satrapen einfiel, den berühmten Bart zu besichtigen. Krank kehrte der Mann nach Moskau zurück, fand seine Frau vor Gram gestorben und sein Hauswesen zerrüttet. — Es ist gräßlich, aber buchstäblich wahr! — Auch Kaiser Paul hat zuweilen aus Uebereilung Unglückliche gemacht, aber nie, um eine elende Laune zu befriedigen; wenigstens glaubte er doch immer, eine Handlung der Gerechtigkeit auszuüben. — Daß Potemkins Tod eine unermeßliche Leere (un vide immense) im Reiche veranlaßt habe, hat wohl, außer dem Herrn von M**, Niemand bemerkt.

Auch die dreifache Ohnmacht der Kaiserin bei der Nachricht von seinem Tode, scheint mir nicht wahrscheinlich; wenigstens giebt es wohlunterrichtete Leute, welche behaupten, seine, zu einer all-

zu ungeheuren Größe angewachsene Macht, die von der Kaiserlichen Gewalt selbst nicht mehr unterdrückt werden konnte, sey ihr zuweilen sehr lästig gewesen, und sie habe nach seinem Tode sehr wohl gefühlt, daß sie freier athme.

Herr von Lanskoy hat viele Gnade vor den Augen des Herrn von M** gefunden. Er nennt ihn amateur des arts und ami des talens. Die Wahrheit ist, daß er der unwissendste Mensch am ganzen Hofe war, und daß die Kaiserin selbst sich oft geschämt, wenn er den Mund aufgethan hat, um mit zu sprechen.

Seite 164 scheint Herr von M** es dem Kaiser Paul als einen Mißgriff anzurechnen, daß er nicht, wie seine Mutter, die Russischen Fürsten zu Fürsten des deutschen Reiches umschaffen ließ, sondern, im Gefühl seiner Würde, es umgekehrt machte. Es kommt mir nicht zu, zu entscheiden, ob Mutter oder Sohn die Sache richtiger ansah; indessen glaube ich doch immer, daß es einem Kaiser von Rußland wohl gezieme, die Würden, mit welchen er seine Unterthanen geschmückt zu sehen wünscht, selbst zu ertheilen

Seite 167 erwähnt er mit Verachtung des Generals Pistor, eines der wackersten Deutschen, die jemals in Russischen Diensten gestanden haben. Gleich darauf macht er sich kindisch lustig über die Namen Kretschetnikoff und Kachowski, und vergißt, daß sein Held Koscius-

ko

ko doch wahrhaftig keinen wohlklingendern Namen hat.

Seite 173 gedenkt Herr von M** einer Statue, welche der Duc de Feuillade Ludwig dem XIVten errichten ließ, und setzt hinzu; „Potemkin habe nie etwas für Katharina gethan, das dieser Galanterie gleich komme.“ — Doch, doch! nur à la Potemkin, mit Falschheit und Grausamkeit vermischt. Als nämlich die Kaiserin nach Taurien reiste, und Potemkin bedachte, daß sie wohl den lästigen Einfall haben könne, chemin faisant alle die blühenden Städte und Dörfer sehen zu wollen, mit derer Beschreibung er sie so oft in süße Träume gewiegt hatte; da ließ er in der größten Geschwindigkeit zu beiden Seiten der Straße eine Menge Städte und Dörfer erbauen: wohl zu verstehen, nur die gemahlten Façaden der Häuser. Das Ding nahm sich recht artig aus. Damit es nun aber keine leblose Landschaft bliebe, so ließ er flugs zwanzig Meilen in die Runde die Bauern mit ihren Viehherden zusammentreiben, und postirte sie neben seine Decorationen. Als nun die Kaiserin vorbeifuhr, sah sie überall die Felder mit Schafen und Hornvieh bedeckt, die unter der Obhut wohlgekleideter Hirten weideten; sie sah freundliche, neu angemahlte Häuser; kurz, die Städte in ihrem Kalender *) standen wirklich da, und wimmelten

*) Der Petersburgische Kalender enthielt, unter der Kaiserin Katharina, ein Verzeichniß aller schon vor-

ten von glücklichen Einwohnern. Wenn diese Galanterie auch nicht so dauerhaft war, als die Statüe des Duc de Feuillade, so war sie doch wahrhaftig noch feiner ausgesonnen.

Seite 224 sucht der Verfasser eine von den vortrefflichen Einrichtungen Pauls, wo nicht herabzuwürdigen, doch wenigstens ihr Verdienst zu schmälern: die Erlaubniß nämlich, welche er jedem Unterthan ertheilte, ihm sein Anliegen unmittelbar schriftlich vorzutragen. Herr von M** erzählt zwar, daß zum Behuf des Empfanges solcher Briefe ein Kasten vor das Schloß gesetzt worden sey; er fügt aber sehr hämisch hinzu: „da der Kasten, wider Pauls Erwartung, mehr Suppliken als heimliche Angaben enthalten habe, so sey der Kaiser es bald überdrüßig geworden, Entscheidungen zu ertheilen; alles sey in sein erstes Chaos zurückgesunken, und in den Händen der Secretairs liege nun, wie vormals, das Schicksal der unglücklichen Bittenden.“

Diesem Vorwurf muß ich geradezu widersprechen. Vom ersten Regierungstage Kaiser Pauls bis zum letzten, konnte jeder Unterthan ihm seine Wünsche schriftlich vortragen, und versichert seyn, in wenigen Tagen eine bestimmte Antwort zu erhalten; und nicht nach Willkühr des Secretairs: denn ich hätte keinem rathen wollen, einen

vorhandenen und erst projectirten Städte im Russischen Reiche, mit ihrer Entfernung von der Hauptstadt.

nen Brief zu unterschlagen oder einen falschen Auszug daraus zu machen, weil Paul sehr oft das Original zu sehen verlangte, und sich dieses selbst vorlesen ließ. Ein Beispiel davon hat man in meiner eigenen Geschichte an einem unbedeutenden Danksagungsschreiben gesehen. Der Secretair hatte also die Originale der Briefe immer bei sich; wie hätte er es nun bei einem so strengen Monarchen wagen dürfen, den Auszug zu verfälschen, da er nie vorher wissen konnte, welchen Brief der Kaiser vielleicht heute verlangen würde, um die Treue des Vortrags zu prüfen!

Es ist freilich wahr, daß von einem solchen Vortrage immer sehr viel abhängt, und daß ein einziges so oder anders gestelltes Wort die Wirkung der Bitte befördern oder hemmen kann. Aber ist das die Schuld des Monarchen? soll er, wenn er Beamte gewählt hat, ihrer Redlichkeit nicht vertrauen? kann er wirksamere Mittel einschlagen, jede Täuschung zu verhüten, als wenn er dann und wann plötzlich, ehe der Beamte es sich versieht, ihn gleichsam controllirt? — Meint man denn, es sey dem Kaiser physisch möglich gewesen, alle Suppliken selbst zu lesen? — Das leugne ich geradezu, und will meine Behauptung durch ein Beispiel aus den ersten Regierungstagen des jetzigen jungen Monarchen unterstützen.

Auch Er — Gott segne ihn dafür! — erlaubt jedem Unterthan, an ihn zu schreiben, allen-

lenfalls auch ihm selbst die Bittschrift zu überreichen. Daher kam es denn, daß, so oft er aus dem Schlosse trat, um einige Minuten auf der Parade zu verweilen, er durch eine lange dreifache Gasse von Menschen, vorzüglich von alten Weibern passiren mußte, wovon jeder und jede ihm eine Supplik entgegen hielten. Da diese Gewohnheit immer mehr um sich griff, und der gütige Alexander sie doch nicht verbieten wollte, so bediente er sich zuweilen des Mittels, einige Minuten vor seiner Erscheinung seine Adjutanten hinunter zu schicken, um die Bittschriften in Empfang zu nehmen. Ich selbst war einige Mal in dem Vorzimmer des jungen Monarchen, als diese zurückkehrten (ihrer waren drei) jeder in der einen Hand ein mit Suppliken vollgepfropftes Schnupftuch oder eine Serviette, und in der andern den vollgehäuften Hut. O mon dieu! sagte der junge Kaiser einmal lächelnd, als die Adjutanten ihm so entgegen kamen; und er hatte wahrhaftig großes Recht zu diesem Ausruf: denn ich darf ohne Uebertreibung annehmen, daß sich in den Schnupftüchern und in den Hüten wenigstens dreihundert Suppliken befanden. So gieng es aber alle Tage. Gesetzt nun, der Kaiser wollte sie alle s e l b s t l e s e n, so würde er doch wenigstens zwei Minuten zu jeder Bittschrift nöthig haben, folglich z e h n S t u n d e n t ä g l i c h! Und dabei sind noch nicht einmal die unzähligen Briefe gerechnet, welche mit der Post ein-

eingehen, oder bei dem Staats-Secretair abgegeben werden. Der Kaiser würde kaum Zeit übrig behalten, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, geschweige denn, für die Wohlfahrt des Reiches zu sorgen. Alles, Alles müßte er der Phantasie der Bittenden aufopfern, die ihn zuweilen mit den abgeschmacktesten Foderungen behelligen; ich weiß z. B., daß eine Frau, der ihre Kuh umgefallen war, deshalb an den Monarchen geschrieben hat.

Daß Kaiser Paul die abschlägigen Antworten in die Zeitungen setzen ließ, scheint allerdings hart, konnte aber sehr leicht vermieden werden, wenn man sich nur, entweder persönlich, oder durch einen Bevollmächtigten, bei dem Staats-Secretair meldete, um die Antwort in Empfang zu nehmen. That man das nicht, so konnte man doch auch wohl nicht erwarten, daß dieser mit Geschäfften überhäufte Mann an jeden Einzelnen schreiben sollte.

Seite 228 sagt Herr von M**: „der Diebstahl sey ein dem Russischen Gouvernement einverleibtes Laster, und entspringe aus dem National-Charakter, und dem Mangel an Sittlichkeit, Redlichkeit und Gemeingeist.“ Glücklicher Weise rührt ihn, gleich nachdem er diese horreurs niedergeschrieben hat, das Gewissen, und er bekennt in einer Note, mit possierlichen Seufzern, „daß es bei der wiedergebornen Nation eben nicht anders hergehe!“ — Nun, wenn

er das selbst einsah, wenn er dadurch überzeugt wurde, daß nicht National-Charakter, nicht Mangel an Gemeingeist u. s. w. die Quellen der Veruntreuung in großen Städten sind, sonder überspannter Luxus, unordentlicher Ehrgeitz und dergleichen: warum strich er denn seine ehrenrührige Behauptung nicht wieder durch? Waren etwa in seinem Buche der Invectiven gegen die Russischen Nation noch nicht genug?

Seite 238 beschreibt Herr von M* * — doch auch nur vom Hörensagen — das Gefängniß des unglücklichen Iwan zu Schlüsselburg. Er nennt es einen cachot, dessen Fenster durch Holz so verbauet gewesen sey, daß kaum ein zweifaches Tageslicht habe hineindringen können. Ich bin selbst in diesem Gefängnisse gewesen, als ich im Jahre 1782 mit dem damaligen General-Ingenieur von Bawr den Schlüsselburgischen Kanal bis zur Mündung des Ladogaischen Sees bereiste; ich habe es freilich auch düster und unfreundlich gefunden, aber doch nicht so finster und gräulich, als Herr von M * * es mahlt. Man gieng aus dem großen Hofe der Festung in einen kleinen abgesonderten Hof, der zu einer Art von Vorhause führte, an welches Iwans Zimmer stieß. Es war sehr geräumig und hoch, hatte ein großes Fenster und war ziemlich hell. Freilich konnte man, wenn man auch an diesem Fenster stand, den Himmel nicht erbli-

blicken: denn die Mauer, welche den kleinen mit Gras bewachsenen Hof einschloß, war so hoch, daß sie diese Aussicht verhinderte; aber der Kommandant der Festung sagte uns damals, der Prinz habe in dem kleinen Hofe frische Luft schöpfen dürfen.

Ich übergehe mit Stillschweigen die vielen unbedeutenden Anekdoten, die Herr von M** hier und da einmischt, um seine eigene Wichtigkeit, seinen eigenen Einfluß dem Leser anschaulich zu machen. Bald will er Diesen, bald Jenen durch seine Protection befördert haben. Gesetzt, es sey wahr — wozu diese possierliche Eitelkeit? was kümmern uns die obskuren Menschen, für welche der Verfasser sich bis zum Deutschen flagorneur herabließ, schmeichelnde Briefe an Maitressen schrieb, und ihnen so ein paar hundert Rubel oder eine kleine Stelle erbettelte? — Fühlt denn Herr von M** nicht, daß er durch solche Armseligkeiten den ganzen Eindruck selbst vernichtet, den er durch das Affichiren gewaltiger Freiheitsgesinnungen bei dem Leser hervorbringen wollte? —

Jede Gelegenheit, von sich selbst zu sprechen, ergreift er mit lächerlicher Selbstgefälligkeit. Da müssen wir (S. 249 u. f.) uns auch noch eine lange Geschichte von einem flagornirenden Gelegenheitsgedicht erzählen lassen, dessen Verfasser er zu seyn die Ehre hat, und in welchem die Bewunderung, die er der Kaiserin Ka-

tharina zollt, den vollkommensten Contrast mit dem abscheulichen Gemählde bildet, das er in seinen mémoires von ihr aufstellt. In dem Gedichte heißt es:

L'aigle puissant du Nord se rabat sur la terre,
Son astre est éteint,

und Seite 67 des 2ten Bandes nennt er dieses astre: une vieille furie.

Seite 265 u. f. glaubt man endlich einmal sich einen Augenblick erholen zu können von allen den verzerrten Bildern, welche man so lange zu sehen genöthigt war. Man stößt nämlich hier ganz unvermuthet auf eine schöne und wahre Schilderung der Person und des Charakters der jetzt verwittweten Kaiserin. Aber dieses Vergnügen währt nur kurze Zeit: denn gleichsam als ob es seinem Herzen eine Last sey, doch auch einmal etwas Gutes von Jemand gesagt zu haben, klagt er sogleich die liebenswürdige Monarchin in einer Note an: „daß sie ihre guten Eigenschaften sehr auffallend durch Eitelkeit verdunkle.“

Wenn man nun noch obendrein weiß, daß sie, die mit so großem Rechte ein Gegenstand der Liebe und Bewunderung für jeden Russen ist, die Wohlthäterin des Herrn von M** war, so erschrickt man über die franchise und hardiesse, mit welcher er hier seine coupable reconnoissance unterdrückt hat.

Eben so falsch urtheilt er (S. 271) über den jetzigen jungen Monarchen. Wenn man nicht ohnehin wüßte, daß er nie in der Lage war, den damaligen Großfürsten Alexander genauer kennen zu lernen, so könnte man es aus diesem einzigen Zuge schließen. Er behauptet, „Alexander der Erste werde den Mann von Verdienst nicht aufzusuchen wissen." — Ein einziger Tag seiner Regierung ist hinlänglich gewesen, diese abgeschmackte Behauptung zu widerlegen. Die Wahl eines redlichen Bekleschefs zum General-Procureur, eines Panin und Kurakin für die auswärtigen Angelegenheiten, eines Troschinski für die innern Geschäfte, eines Wasilieff für das Reichsschatzmeisteramt, u. s. w. beweisen zur Genüge, mit welchem scharfen Blicke der junge Monarch das ächte Verdienst zu unterscheiden weiß, und wie gern, wie schnell er es hervorzieht. — Ich mag die übrigen albernen Prophezeiungen des Herrn von M** gar nicht abschreiben; der Widerlegung sind sie ohnehin nicht werth.

Dem Grafen Nicolai Soltikow erzeigt Herr von M** die Ehre, gar nichts von ihm zu sagen. Er begnügt sich ihn zu nennen, und vier Reihen von Pünktchen . . . neben seinen Namen zu setzen. Vermuthlich hat sein erhabner Geist die coupable reconnoissance dies Mal doch nicht ganz überwältigen können.

Seite 308 tadelt Herr von M** die Geringschätzung, mit welcher Kaiser Paul die vormaligen Garden behandelte. Er soll zu untauglichen Officieren gesagt haben: „du bist zu weiter nichts nutz, als unter der Garde zu dienen.“ — Gesetzt, diese Anekdote sey wahr: hatte Kaiser Paul etwa ganz Unrecht? — Thaten wohl die Officiere der Garden damals viel mehr, als sich putzen, in eleganten Fracks umher gaukeln, mit vier Pferden wie unsinnig durch die Straßen rennen, in den Schauspielen den Ton angeben, Farao spielen und Tänzerinnen unterhalten? — Ich spreche hier aus eigener langer Beobachtung. Die Garde war damals bloß für reiche, vornehme Jünglinge ein Mittel, sich schnell emporzuschwingen. Jedem Vater, der nur einige Connexion und Protection hatte, wurde es leicht, seinen Sohn in der Wiege und in den Windeln bei der Garde einschreiben zu lassen, der alsdann, ohne jemals zu dienen, immer fort avancirte. So wurde mein eigner ältester Sohn, als ein kleines Kind, zum Corporal von der Garde gemacht, avancirte darauf zum Fourier und endlich zum Fahnenjunker, ohne Petersburg oder die Garde jemals gesehen zu haben. So würde er, gleich 4000 — sage viertausend — seiner kleinen Kameraden, fort avancirt seyn, hätte nicht Kaiser Paul bei seiner Thronbesteigung alle zum Dienst unfähige Kinder auf Einmal von der Garde ausge-

geschlossen. Diese Maßregel that mir damals weh; ich konnte mir aber doch nicht verhehlen, daß sie sehr gerecht sey.

Seite 312 erzählt Herr von M** die Geschichte von dem Emporkommen des Herrn von Rostopschin, der bekanntlich eine Zeitlang Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, und in großer Gunst stand. Ich kann mich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, die Geschichte seines Falles hinzuzufügen, so wie ich sie aus einer sehr guten Quelle erfahren habe. Sie gereicht dem Gerechtigkeit liebenden Kaiser zu großer Ehre.

Es ist bekannt, daß der redliche und verdienstvolle Graf von Panin ein Opfer der Eifersucht des gewandten Grafen Rostopschin wurde. Kaiser Paul exilirte den erstern auf eins seiner Güter bei Moskau. Einige Zeit nachher reiste ein Beamter im Collegium der auswärtigen Angelegenheiten, dessen Namen mir entfallen ist, in jene Gegenden. Er schreibt an Herrn von Murawieff in Petersburg einen freundschaftlichen Brief, worin unter andern die Worte stehen: Ich habe auch unsern Cincinnatus auf seinem Gute besucht. Weiterhin nennt er noch einige Onkel und Tanten, die er in der umliegenden Gegend gesehen und gesprochen habe, und giebt einige gleichgültige Familien-Nachrichten. — Dieser Brief scheint dem Grafen Rostopschin verdächtig, oder vielmehr, er will

ihn verdächtig finden, wie man sagt. Er zeigt ihn dem Kaiser, dem er die Vermuthung sehr wahrscheinlich zu machen weiß, der Brief sey von dem Grafen Panin geschrieben, der sich geflissentlich einer erborgten Unterschrift bedient habe. Unter Cincinnatus sey Fürst Repnin zu verstehen, und unter den verschiedenen Namen der Onkel und Tanten, die Freunde und Anhänger dieses Fürsten.

Der Kaiser vertrauet dem Scharfsinn seines Ministers; er schickt einen Befehl nach Moskau an den Militair-Gouverneur Grafen Soltikow, dem Grafen Panin wegen dieses Briefes einen scharfen Verweis zu ertheilen. Es geschieht; aber Graf Panin behauptet freimüthig, er habe gar nicht nach Petersburg geschrieben. Der Kaiser — welcher einmal gegen ihn eingenommen ist — hält sein Leugnen für Trotz, erzürnt sich heftiger, schickt nunmehr den Originalbrief nach Moskau, befiehlt dem Militair-Gouverneur, den Grafen durch Vorzeigung desselben zu überführen, und dann auf ein noch 200 Werste weiter entferntes Gut zu verweisen.

Während das Alles geschieht, erfährt es der wahre Schreiber des unschuldigen Briefes, der sich zufällig noch in Moskau aufhält. Dieser Mann achtet den Grafen Panin sehr hoch, und ist ihm überdies durch Dankbarkeit verpflichtet. Er erschrickt über die Gefahr, welcher er seinen Wohlthäter, ohne es zu wollen, ausgesetzt hat; nimmt

nimmt Courier=Pferde, eilt nach Petersburg, meldet sich bei dem Grafen Kutaissow, erzählt die Begebenheit ganz einfach, beruft sich auf seinen Namen, den er ja ganz unbedenklich unter den Brief gesetzt; erklärt, daß er unter Cincinnatus den Grafen Panin verstanden, und ihn so genannt habe, nicht etwa um seinen wahren Namen zu verschweigen, sondern weil er Aehnlichkeit zwischen dessen Charakter und dem Charakter jenes biedern Römers gefunden u. s. w. — Man berichtet seine Aussage dem Kaiser; und fast zu gleicher Zeit trifft der Rapport aus Moskau ein, daß der Brief gar nicht von der Hand des Grafen Panin sey. Der Kaiser ist erschüttert. Mit edler Hitze ruft er aus: C'est un monstre! — il veut me faire l'instrument de sa vengeance particulière; il faut que je m'en defasse *). Auf der Stelle wird Graf Rostopschin verabschiedet.

Seite 315 schüttet der Verfasser auf Einmal eine Fluth von Gift auf einen sehr würdigen Mann: den Etatsrath Baron Nicolai, Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, der uns Deutschen als ein angenehmer Dichter, seinen Untergebenen als ein väterlicher Freund, seinen Freunden als ein rechtschaffener, gefühlvoller Mensch, und Allen, die sich ihm nähern, als

 ein

*) Das Ungeheuer! — Er will mich zum Werkzeug seiner Privatrache gebrauchen; ich muß mich seiner entledigen.

ein höchst gebildeter, geistvoller Mann bekannt ist. Offenbar muß er das Unglück gehabt haben, die Verdienste des Herrn von M** nicht gebührend zu bewundern, vielleicht wohl gar einmal seine Verschen fade zu finden: denn nur auf diese Weise läßt sich erklären, wie es dem Memorien-Schreiber möglich war, von diesem so allgemein geschätzten Manne zu sagen: „man habe ihm einige hundert Seelen geschenkt, um die seinige vollends zu verderben; er sey ein Tyrann seiner Bauern," u. s. w. — Daß Herr von Nicolai sich wohl einmal beklagt haben kann, daß seine Finnländischen Bauern ihm wenig eintragen, das halte ich für sehr möglich; es bedeutet aber nichts mehr und nichts weniger, als wenn ein Deutscher Edelmann sagt: mein Gut trägt mir wenig ein; und es gehört wirklich eine schwarze franchise dazu, um einer solchen gleichgültigen Aeußerung willen den unbefleckten Ruf eines solchen Mannes anzutasten. Doch, welcher Ruf wäre dem Herrn von M** heilig! — Eben so unwahr ist das, was ihm von der morgue politique des Herrn von Nicolai zu sagen beliebt. Ich habe davon auch nicht eine Spur bei ihm gefunden. Vielleicht hielt er es aber für nöthig, gegen Herrn von M** auf seiner Hut zu seyn; und der Ausgang lehrt, daß er Recht hatte. —

Herr von M** sagt: „Flagornirende écrivaillieurs (Skribler) hätten Herrn von Nicolai

zum

zum Mäcen erhoben.“ Ich sehe voraus, daß er nun auch mich unter diese Zahl rechnen wird; und das kümmert mich wenig. Nur muß ich hinzufügen, daß ich nicht das Glück habe, mit dem Herrn von Nicolai genau bekannt zu seyn, und daß ich frei, ohne alle Rücksichten, meine Feder bloß durch das Lob der Tugend und des Verdienstes zu ehren glaubte.

Seite 326 möchte der Verfasser uns gern einbilden, er sey dem wackern la Harpe im Amte gefolgt. Immer sucht er seinen kleinen Namen an jenen berühmten anzuhängen, wie der Zaunkönig, der sich auf den Rücken eines Adlers setzte, um doch auch der Sonne näher zu kommen. La Harpe et M**, *qui ont été auprès de son fils* *). — Der Ausdruck ist vorsichtig gewählt; man sollte wahrhaftig glauben, sie hätten einen und denselben Posten bekleidet. — Eben daselbst sagt er: der alte Aepinus werde mit dem Schicksal eines Seneca und Burrhus bedrohet. — Wozu diese Unwahrheit? Jedermann weiß, daß der alte Aepinus leider wahnsinnig ist, und eine ansehnliche Pension genießt.

Seite 340 behauptet Herr von M**, der Kaiser habe, als er Herrn von Markoff exilirte, aus einem Raffinement von Rache, dessen Freundin, der Madame Huß, verboten, ihm zu folgen; und doch weiß jedermann, daß Madame

Huß

*) La Harpe und M**, die bei dem Großfürsten gewesen sind.

Huß sogleich von der Bühne abgieng, und sich beständig bei dem Herrn von Markoff aufgehalten hat.

Ich stoße jetzt auf einige Stellen, um derentwillen ich zurückgehen, und ein Paar Perioden aus der Vorrede des Herrn von M** abschreiben muß. Er sagt dort: „Ich werde nicht solchen Schriftsteller nachahmen, welche, unter dem Vorwande, Memoiren und Anekdoten von einem Lande zu liefern, das sie durchreisten, sich *in* Privatgeschäfte mischen, und den Schleier von Familien-Scenen reißen, die für den Fremden wenig Interesse haben. Es heißt die Gastfreundschaft, deren man in einem Reiche genossen, sehr schlecht belohnen, wenn man dessen Einwohner anschwärzt.“

— Hier hat Herr von M** sich selbst das Urtheil gesprochen. Nicht zufrieden, die Einwohner von Rußland und ihren National-Charakter überall auf das schimpflichste angeschwärzt zu haben, reißt er nun auch den Schleier von Familienscenen, erzählt nachtheilige Anekdoten von dem Benehmen des Grafen von Romanzow gegen seine Kinder, und will, daß Graf Soltikow, sein Wohlthäter, dessen Gemahlin — — ich mag die elende Witzelei nicht einmal abschreiben. — Was soll man von dem Charakter eines Mannes denken, der in der Vorrede mit so vielem Pomp Grundsätze von Schicklich-

lichkeit aufstellt, und sie dann auf jeder Seite so schrecklich verletzt!

Ich habe mich nunmehr bis zum zweiten Bande durchgearbeitet. Fast ekelt mich davor, die lose Speise noch länger zu zerlegen. Lebte ich noch in Rußland, so würde ich ganz geschwiegen haben, Theils, um mir nicht Nebenabsichten andichten zu lassen, und Theils, weil es dort unnütz wäre, zu reden, da jedermann ohnehin die erkannte Lüge verachtet. Jetzt lebe ich aber im Auslande, und muß zu meinem Erstaunen hören, daß die Verläumdungen des Herrn von M** hier und dort Eingang gefunden haben; und so halte ich es für Pflicht der Wahrheit und Dankbarkeit, — nicht den Kelch bis auf die Hefen, sondern — den Kelch voll Hefen zu leeren.

Ich übergehe, wie billig, die albernen Prophezeiungen, mit welchen der zweite Band anfängt, und durch welche Herr von M** die Russen so gern zu einer Revolution à la française überreden möchte; die Zeit hat bereits bewiesen, daß Herr von M** ein großer Anekdotenjäger, aber ein schlechter Politiker ist. — Nur mit Abschen liest man, wie viele Mühe er sich giebt, den Adel, und unter diesem die ersten Familien des Reiches, gegen ihren Monarchen aufzuwiegeln. Glücklicher Weise ist Herr von M** nicht der Mann, dessen Sumpf=Meteor ein Land entzünden kann. Die Familien, deren Namen er misbraucht, verachten ihn.

Sei

Seite 26, und in einer dazu gehörigen Note, sagt Herr von M**, „man reiße in Liefland die Kinder von den Brüsten ihrer Mütter, um junge Hunde daran zu legen, deren Mutter gestorben sey.“ — Welch eine fürchterliche Beschuldigung! — Ich kenne Lief- und Esthland seit vielen Jahren genau; doch dergleichen hab' ich nie gehört, und nur eine sehr schwarze Seele konnte so etwas ohne allen Beweis in die Welt hinein schreiben. Herr von M** nenne den *Ort*, wo diese Abscheulichkeit sich zugetragen haben *soll*. Er, der ja Alles selbst gesehen, gefühlt, gehört und erfahren hat, er mache ohne Bedenken die Namen solcher Unmenschen bekannt. Ist es aber eine saubre Erfindung von ihm oder einem seiner Freunde, wie deren so viele in diesen mémoires vorkommen: — nun, so möge er an den gelben Brüsten der Verläumdung fortsaugen, bis seine Rache gegen Rußland gesättigt ist.

Seite 52 zweifelt Herr von M**, daß es irgend ein Volk auf der Erde gebe, welches so geneigt zum Stehlen sey, als die Russen. Er setzt hinzu: „vom ersten Minister und Heerführer an, bis zum Lakajen und Soldaten herab, Alles stiehlt, Alles raubt, Alles betrügt. — Ein Fremder, der mit einem Russen zusammen wohnt, und wenn dieser ein Russischer Fürst wäre, wird zu seinem Schaden erfahren, daß man nichts auf seinem Tische liegen lassen

darf.

darf" *). — So ungeheuer diese Behauptung schon an und für sich ist, so wird sie doch noch schwärzer und abscheulicher durch den Grund, den der Verfasser (S. 54) von dieser vermeinten Neigung zum Stehlen angiebt. Sie soll nämlich aus der Immoralität der Griechischen Religion entspringen! — Hat man jemals eine unsinnigere Behauptung gelesen! — Nie haben bekanntlich die Franzosen mehr gestohlen, geraubt und geplündert, als zu der Zeit, da sie der Göttin der Vernunft huldigten und jeden andern Altar umstürzten. Um consequent zu bleiben, muß Herr von M** also auch glauben, daß jene Laster aus der Immoralität der Vernunft entspringen. — Er will seine Meinung durch das Beyspiel der übrigen dem Russischen Scepter unterworfenen Nationen unterstützen, welche nicht der Griechischen Religion zugethan sind, und weniger Diebe seyn sollen. Er irrt. Die Liven und Esthen, die er unter andern nennt, geben den Russen weder im Steh-

*) In dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, lese ich in einem Französischen Journale, la clef du Cabinet: „Entwendungen, Schurkereien und Räubereien sind in Frankreich so gemein, daß Manche sich nur darum für unglücklich halten, weil es ihnen an Gelegenheit fehlt, sich strafbar zu machen." — Wie? wenn ich hieraus einen Schluß auf den National-Charakter der großen Nation ziehen wollte?

Stehlen noch in der Völlerei etwas nach, und von den Tscheremissen und Tungusen, die ich gesehen habe, hat man mir dasselbe versichert.

Ueberhaupt verleitet Oberflächlichkeit Herrn von M** alle Augenblicke zu Widersprüchen oder zu den seltsamsten Paradoxieen. Dahin gehört unter andern der drollige Einfall (S. 55), wo er den Grund von der Gastfreiheit der Russen d a r i n sucht, „daß sie ihres Eigenthums nicht recht sicher wären, und den Genuß desselben daher leicht mit jedem theilten." So lange Rußland existirt, hat gewiß kein Mensch in d i e s e r Hinsicht die Gastfreiheit ausgeübt. — Dahin gehört ferner die lächerliche Verkleinerungssucht, mit welcher er dem Russischen Soldaten andichtet: „er sey brav aus Uebermaß von Feigheit." (il est brave à force de lâcheté.) Fast sollte man glauben, Herr von M** sey der Schlegelschen Schule zugethan: so lächerlich ist sein Unsinn, und so unsinnig seine Lächerlichkeit.

Seite 113 u. f. kommt es denn nun auch an die Russischen Damen, damit ja weder Stand noch Geschlecht verschont bleibe. Herr von M** nennt uns drei oder vier Männer, die, seinen Familien-Nachrichten zufolge, von ihren Frauen beherrscht werden; und hierauf baut er denn, wie gewöhnlich, das allgemeine Urtheil: „in Rußland regieren die Weiber." — Ein Mann, der die Franzosen alle Augenblicke zum Muster aufstellt, hätte sich gar sehr hüten sollen, diesen Punkt zu be-

berühren: denn schwerlich haben oder hatten in irgend einem Staate von Europa die Weiber größeren Einfluß als in Frankreich. Seine Anekdoten sind überdies nicht einmal wahr. „Daß Graf Puschkin, als er in Finnland kommandirte, keine Bewegung zu machen gewagt habe, ohne vorher einen Courier an seine Frau zu schicken," würde ich gern für einen platten Scherz nehmen, wenn Herr von M** nicht eine sehr ernsthafte Behauptung damit unterstützen wollte. — Daß Madame Mellin das Tobolskische Regiment in Narva commandirt habe, kann schon deswegen nicht wahr seyn, weil dieses Regiment nie einen Obristen hatte, der Mellin hieß. Ein Russe, Namens M e r l i n, hat es einst commandirt; die Officiere bestanden großen Theils aus Deutschen und Franzosen; ich habe keinen darunter gekannt, der niederträchtig genug gewesen wäre, seinen Rapport der Madame Merlin an die Toilette zu bringen.

„Die Russischen Frauen sollen boshafter, grausamer und barbarischer seyn, als die Männer, weil sie noch weit unwissender und abergläubischer seyn sollen. Sie reisen nicht, sagt Herr von M**; sie lernen wenig, und arbeiten gar nicht. Sie lesen selten, und beschäftigen sich noch seltner mit kleinen Handarbeiten, oder mit ihrem Hauswesen." —

Ich weiß nicht, ob Herr von M** oder ich mehr g u t e H ä u s e r in Rußland besucht, wohl aber, daß ich überall das Gegentheil seiner Be-

hauptung gefunden habe. Die Russischen Damen in Petersburg sind nicht frei von den Fehlern, die man in allen großen Städten antrifft, haben aber auch einige Tugenden, die man nicht in allen großen Städten kennt.

Die horreurs, welche der Verfasser von einer Prinzessin K – ky erzählt, beweisen gar nichts. Er kann in Kleins Annalen der Preußischen Gesetzgebung die Geschichte einer weit ärgeren Furie lesen, die ihre eigene kleine Tochter todt martete; aber nur ein Narr könnte hieraus einen Beweis für die Grausamkeit der Preußischen Damen ziehen. Uebrigens ist es mir nicht wenig aufgefallen, daß Herr von M** gerade jene Furie mit Schonung behandelt und ihren Namen verschweigt. Im ganzen Buche macht er sich kein Gewissen daraus, jeden rechtschaffenen und angesehenen Mann, von dem er etwas Schlechtes erzählen will, ohne Bedenken zu nennen; nur dieses abscheuliche Weib nennt er nicht. Welche unbegreifliche Sympathie hat ihn dazu vermocht? — Eben diese seltene Schonung widerfährt auch einer andern Hofdame, die ihren Friseur drei Jahre lang in einen Käfich soll eingesperrt haben. — Ei, warum nennt er sie denn nicht? er, der Alles nennt! Warum hat sie denn seinen aufsprudelnden Unwillen weniger verdient, als der würdige Herr von Nicolai und hundert Andere, die in ihrem Leben keinen Menschen in einen Käfich gesperrt haben? —

An der Existenz des abscheulichen Club physique, den man in Moskau entdeckt haben soll, sey es mir erlaubt, zu zweifeln. Auch mir ist das Gerücht davon zu Ohren gekommen; aber einen Beweis dafür habe ich nicht, so wenig wie Herr von M**. Uebrigens würde dieser Club, gesetzt, er habe wirklich existirt, dem Rufe der Russischen Damen eben so wenig nachtheilig seyn, als die unzähligen Gesellschaften ähnlicher Art, welche vormals Paris vergifteten, und vielleicht noch jetzt vergiften, den Ruf der Französischen Frauenzimmer schänden können.

Seite 135 meint Herr von M**: „nicht in Rußland dürfe man Liebhaberinnen suchen, die Rousseau's Julie glichen: denn — das Land der Sklaverei sey nicht für schöne Leidenschaften (belles passions) gemacht.“ Indessen findet er doch in den Russischen Liedern die zarteste Empfindung und rührende Melancholie, (sensibilité exquise et melancholie touchante). Welch ein Widerspruch!

Seite 136 spricht der Verfasser den Russischen Damen jede häusliche Tugend ab. — In großen Städten sind die häuslichen Tugenden überhaupt selten. Wenn Herr von M** von Rußland mehr als Petersburg gesehen hätte, so würde er vielleicht anders gesprochen haben; ich sage vielleicht: denn freilich hätte er seine gelbe Brille wohl überall mit hingenommen.

So hart der Verfasser mit den Damen verfährt, so höflich behandelt er dagegen den Stand der Hofmeister, welche haufenweise aus Deutschland und Frankreich in Rußland einzuwandern pflegen. Sie haben, seiner Meinung nach, das meiste beigetragen, à policer la Russie. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß Herr von M** selbst seine Laufbahn als Hofmeister angefangen hat; und so erklärt sich diese ungewöhnliche Schonung. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die armen Deutschen mit ihrer erudition pédagogique abermals in Schatten gestellt werden.

Eine der derbsten Unwahrheiten in diesen mémoires ist die trockne Behauptung, „daß es in Lief- Esth- und Kurland nicht einmal öffentliche Schulen gebe." — Die Ritter-Akademie in Reval, die sehr gute Stadtschule eben daselbst, die Akademie in Mietau, und mehrere dergleichen Anstalten in Riga, sind so allgemein und schon so lange bekannt, daß man bei dem Verfasser unmöglich Unwissenheit voraussetzen kann, sondern ein weit schlechteres Motiv vermuthen muß — Die Schulanstalten jener Provinzen müssen wohl sogar Vorzüge vor den Deutschen haben: denn ich berufe mich auf das Zeugniß jeder Deutschen Universität, ob nicht die jungen Lief- Esth- und Kurländer, welche dahin kommen, sich immer durch ihre Bildung und Kenntnisse vor allen Uebrigen auszeichnen.

Sei-

Seite 211 u. f. erzählt der Verfasser seine eigene Geschichte. „Angenehme Sitten, Verstand und Witz, machten, daß er von Jedermann geliebt wurde.“ — Welche musterhafte Bescheidenheit! — Er scheint sich viel darauf zu gute zu thun, daß, unter dem Namen von Freunden und Verwandten, eine Art von Vertheidigung für ihn, und Mißbilligung des raschen Benehmens des Kaisers in des Herrn von Archenholz Journal Minerva eingerückt wurde, und er läßt sogar den ganzen Aufsatz hier nochmals abdrucken. — Es thut mir leid, ihm einen süßen Wahn benehmen zu müssen. Der Verfasser jener Vertheidigung ist niemand anders als — ich. Von seinen gerühmten vornehmen Verwandten hat sich keiner um ihn bekümmert. Ich glaubte, vielleicht etwas zu seinem Besten bewirken zu können, wenn ich die Sache gerade auf diese Art bekannt machte. Von Herrn von Archenholz selbst kann er die Bestätigung davon erfahren. Ich schickte ihm den Aufsatz zugleich mit einer Abhandlung über das Russische Justizwesen in den Deutschen Provinzen, als dessen Verfasser ich mich damals nicht namentlich bekannt machte. Herrn von M** hielt ich für ganz unschuldig. Gewiß würde ich mich aber wohl gehütet haben, seine Parthei zu nehmen, wenn ich gewußt hätte, was er selbst in der Note Seite 233 zu verstehen giebt, „daß er sich in ein gewisses politisches Projekt gemischt habe.“ —

Zwar halte ich ihn für sehr unschuldig daran, da sein Einfluß und Ansehen allzu gering waren, und die sogenannte Société philadelphique gar nichts bedeutete; aber schon die Dreistigkeit, sich dieses Ansehn zu geben, beweist ja zur Genüge, daß Kaiser Paul vollkommen Recht hatte, den Verfasser über die Grenze zu schicken. — Uebrigens ist es unwahr, daß der Kaiser das Vermögen der Frauen von M** habe sequestriren lassen. Die ältere nahm Alles mit; die jüngere aber mußte das Ihrige vor der Hand aus einem sehr rechtlichen Grunde zurücklassen: sie führte nämlich einen noch nicht geendigten Prozeß; und woran sollte sich ihr Gegner denn halten, wenn er gewann?

Zum Schlusse dieser Anmerkungen werde ich noch einige der auffallendsten Stellen über die Sklaverei der Bauern ausziehen, und meine Meinung über diesen Gegenstand freimüthig sagen. Gott sey gedankt, daß der Augenblick gekommen ist, wo man das ohne Gefahr thun darf, und ein Wort zu rechter Zeit vielleicht gute Früchte hervorbringt!

„Das Russische Volk," sagt Hr. von M**, „verabscheuet die Arbeit, weil es nie für sich gearbeitet, ja nicht einmal einmal einen Begriff von Eigenthum hat; — es ist ohne Vaterland, ohne Gesetze, ohne Religion — ohne Moral, ohne Ehre — sehr geneigt zum Stehlen, Rauben, Betriegen — feige, kriechend; — und dennoch gastfrei,

frei, menschlich, dienstfertig, fröhlich, treu, muthig.“ (Welche Widersprüche! welche unvereinbare Widersprüche!) „Um einige tausend Menschen mit Weizenbrot zu versorgen, müssen dreißig Millionen Sklaven Gras fressen und Weidenrinden benagen, gleich den Biebern, die aber weit verständiger sind, als jene. — Wenn sie etwas erworben haben, so eignet der Herr es sich zu, und erschwert ihre Fesseln noch mehr. — Greise werden auf den Bauch gestreckt, und gepeitscht wie Knaben; Söhne werden gezwungen, ihre eigenen Väter auf diese Art zu züchtigen! — Wenn ein Bauer Soldat wird, so nimmt der Herr seine Frau, und verheirathet sie indessen an einen Andern,“ u. s. w. —

Es ist wohl überflüssig, alle diese Gräuel zu widerlegen. Jede Unthat, die irgendwo einmal geschehen ist, rafft Herr von M** gierig auf, und macht daraus eine Landesgewohnheit oder gar ein Landesgesetz. Solche Wuth führt zu nichts. Uebertreibungen erbittern und verhindern das Gute, das aus einer kalten Darstellung entspringen könnte.

Ich, für meine Person, habe auf meinen Reisen in Rußland gefunden: daß der Bauer sehr thätig und arbeitsam ist; daß er sein Vaterland liebt; daß er sehr klare Begriffe von Rechtlichkeit hat; daß er fast überall wohlhabend ist, daß man in seinen reinlichen Häusern muntre, zufriedene Menschen und fröhliche Gesichter findet. Er

weiß sehr wohl, was Eigenthum ist; er weiß, daß, wenn er einen Sparpfennig gesammelt hat, es ihm sehr leicht wird, von seinem Herrn einen Paß zu erkaufen, um sich durch einen kleinen Handel, den er aus den entferntesten Provinzen bis in die Hauptstadt führen darf, zu nähren und zu bereichern; er weiß und sieht, daß Hunderttausende seiner Brüder dieses Ziel ihrer Arbeiten erreicht haben, und steuert daher auch mit frohem Muthe darauf los. Seine Haupt-Erwerbzweige sind Fische, Holz, Gartengewächse, Zimmermanns- und Maurerarbeit, Ziegelstreichen u. s. w. — Kurz, das düstre Gemählde, welches Herr von M** entwirft, gilt höchstens nur von den Lief- und Esthländischen Bauern, und auch da nicht allgemein.

Aber freilich kann und mag ich nicht leugnen, daß es von den letztern leider größtentheils wahr ist. Der Esthländische Bauer (nur auf diesen will ich mich einschränken, da ich Liefland nicht so genau kenne) hat kein Eigenthum, auch keine Aussicht, sich eines zu erwerben; er ist ein Sklav im eigentlichsten Sinne des Wortes, und die Neger auf Jamaika haben keine Ursache, ihn zu beneiden.

Es sey fern von mir, damit andeuten zu wollen, als gebe es in Esthland keine gute Herren. O nein! es giebt deren sehr viele, und mit Vergnügen nenne ich in dieser Hinsicht die Namen eines Herrn von Toll auf Etz, von Essen auf Erras, Wilkinson auf Chudleigh, von Ungern-Sternberg auf Linden, von Schilling auf Orjena, von Krusenstern

auf

Jerlep, von Meyendorf auf Sallentack von Rosen auf Rackamois, von Rehbinder auf Kurtena, von Klugen auf Schwartzen, von Klugen auf Lodensee, von Rennekampf auf Kosch u. s. w. Ich könnte diese Liste allerdings sehr lang machen; aber was hilft das Alles, so lange auch nur ein Fünftheil den übrigen ungleich bleibt? — Zwanzig, dreißig Jahre lang hat vielleicht der Bauer das Glück genossen, unter einer gütigen Herrschaft zu stesteh; im ein und dreißigsten wird das Gut verkauft; der Nachfolger, um die Zinsen des hohen Kaufschillings herauszupressen, versetzt ganze Dörfer aus angebauten Gegenden in Moräste, nimmt das cultivirte Land für sich, schließt ungemessene Branntweinspachte, strengt deshalb seine Bauern über Vermögen an; macht neue Länder urbar, bauet Häuser, kurz, zerstört in ein paar Jahren den Wohlstand eines Vierteljahrhunderts.

Ich fodere jeden rechtschaffenen Esthländer auf, mir zu widersprechen, wenn er kann. Es ist leider so! Was ich behaupte, habe ich selbst gesehen: ich spreche aus fünfzehnjähriger Erfahrung. Aber darum bin ich doch weit entfernt, mit Hr. von M** auszurufen: „nur durch lange und beschwerliche Umwege könne der Bauer zu einem glücklichen Zustande zurückgeführt werden.“ Ich glaube das nicht. Graduellement. (wie er sich ausdrückt), stufenweise, muß es allerdings geschehen; der bessere und größere Theil des Adels selbst, hat dazu schon auf verschiedenen Landtagen

die Hand geboten, und gewiß ist die Zeit nicht mehr fern, wo man die Seufzer jener Elenden hören und ihre Thränen trocknen wird.

Ich möchte in dieser Hinsicht vier leichte Maßregeln vorschlagen, deren Befolgung ganz gewiß in sehr kurzer Zeit, ohne irgend Jemand reellen Schaden zuzufügen, dem Sklaven eine Art von Eigenthum zusichern, und die verhaßte Willkühr einschränken, folglich ihn unendlich glücklicher machen würde. Ich bekenne aber zu gleicher Zeit, daß er mehr, vor der Hand nicht erträgt.

Erstens. Man gebiete, daß in Zukunft kein Bauer mehr versetzt werden dürfe.

Bisher hat, wie ich schon erwähnt habe, die grausame, barbarische Gewohnheit geherrscht, dem Bauer das Land zu entreißen, welches er und seine Vorfahren vielleicht seit Jahrhunderten fruchtbar machten. Er besitzt dort ein Haus, vielleicht von einem kleinen Garten umgeben: eine Wohnung, die er, als sein Eigenthum zu betrachten, sich gewöhnt hat. Plötzlich erhält er den Befehl, sein eigenes Haus abzubrechen, sein cultivirtes Feld zu verlassen, und sich mit seiner Familie in einen Wald, oder wohl gar einen Morast, zu versetzen, um einen Boden urbar zu machen, der, wenn seine Arbeit gelingt, ihm abermals entrissen werden wird. — Der Gutsherr besäet und erntet indeß für sich die fruchtbarern Ländereien, welche der arme Bauer mit dem Rücken ansehen mußte.

Da-

Daher entspringt das große Uebel, daß der Landmann, um sicher die Früchte seiner sauren Arbeit zu genießen, immer faul bleiben, und nie mehr arbeiten wird, als nöthig ist, von einem Tage zum andern zu leben. Die wohlhabendsten Dörfer, die auf solche Weise versetzt worden sind, stellen in kurzer Zeit das lebendige Bild des Elendes dar.

Esthländische Edelleute erwiedern dagen: daß ein guter Herr ohnehin keine dergleichen Versetzungen vornehme. Ich gebe das zu; es ist aber genug, daß er das Recht hat es zu thun. Der gute Herr bedient sich dessen nicht. Sehr wohl! kann er aber für seine Nachfolger stehen? — Und warum denn nicht das zu einem Gesetze machen, was ein jeder Rechtschaffene ohnehin schon zu thun sich verpflichtet glaubt? —

Zweitens. Man bestimme die Frohndienste der Bauern, die bis jetzt völlig von der Willkühr des Herrn abhangen.

Zwar existirt ein sogenanntes Wackenbuch in welchem die Frohndienste verzeichnet sind; aber — erstens wird die Zahl der Arbeitstage verdoppelt während der Saatzeit, während man den Dünger auf die Felder fährt, und während der Ernte, mit Einem Worte: fast den ganzen Sommer hindurch; und ein listiger Herr versteht jene drei Epochen so geschickt einander zu nähern, daß die doppelten Arbeiten nie endigen. — Zweitens giebt es noch ein anders Mittel. Der Herr hat nämlich das Recht, sogenannte

Wirths

Wirthstage aufzulegen, das heißt: außer den durch das Wackenbuch bestimmten Frohntagen (welche durch die Familie des Bauers, durch seine Knechte und Mägde geleistet werden), muß auch noch der Hausvater selbst, der Wirth, auf dem Hofe erscheinen, so oft der Herr es befiehlt, muß dem Herrn Häuser bauen oder dessen Producte in weit entlegene Städte verführen (oft sogar an Sonn- und Feiertagen), muß Branntwein brennen; kurz, alles das verrichten, was nicht unter dem Namen Feldarbeit begriffen ist. Die Zahl solcher Wirthstage ist gänzlich unbeschränkt, und während derselben bleibt natürlicher Weise des Bauers eigene Wirthschaft liegen, und sein Feld ungebauet: woher denn nicht selten der Schnee sein Stückchen Land bedeckt, ehe er noch im Stande war, die Früchte in die Scheuern zu bringen. Endlich ist auch nicht einmal das Wackenbuch ein sicherer Bürge für die Bestimmtheit der gewöhnlichen Frohndienste; denn der Käufer eines Gutes ist gar nicht gehalten, sich an die Einrichtungen seines Vorgängers zu binden. Er macht ein anders Wackenbuch, und setzt hinein, was ihn gut dünkt.

Drittens. Man entferne aus den Dörfern die sogenannten Krüge, oder Schenken.

Jeder Esthländische Edelmann beklagt sich über den Hang der Bauern zur Völlerei, und über ihr geringes moralisches Gefühl. Alle Edelleute kommen darin überein, daß die Dorfkrüge die Hauptquelle dieser gerechten Klage sind, und daß alle

ätze die Dörfer, in welchen keine Krüge gefunden werden, sich durch Wohlstand und Sittlichkeit vor den übrigen auszeichnen; und dennoch werden sie noch immer durch den sehr kleinen Gewinn abgehalten, diesen Mißbrauch abzuschaffen. Sie haben Krüge hundertweise längs den Landstraßen, und können sich doch nie entschließen, einem unbedeutenden Gewinne zu entsagen, der ihnen so reichlich vergütet werden würde.

Da indessen die Nachtheile der Dorfkrüge immer auffallender geworden sind, so hat man neuerlich auf einem Landtage darüber berathschlagt; aber das belächelnswerthe Resultat dieser Berathschlagung war: — um den Branntweins Verkauf in den Dorfkrügen zu erschweren, solle der Preis künftig auf vier und zwanzig Kopeken erhöhet werden. — Natürlicher Weise hat man dadurch das Uebel nur ärger gemacht.

Viertens. Man erlaube nicht, daß ein Edelmann mehr Branntwein brenne, als er aus selbstgebautem Roggen liefern kann.

Die grezenlosen Spekulationen mit dem Branntweinhandel, sind nicht allein der schwerste und grausamste Druck für den armen Bauer, sondern führe auch nicht selten den Edelmann ins Verderben Er pflegt nämlich mit der Krone eine Pacht auf sechs Jahre zu schließen, durch welche er sich verbindlich macht, den Eimer Branntwein für einen Preis zu liefern, der, in dem Augenblicke, da der Kontrakt geschlossen wird, ziemliche Vortheile darbietet. Aber — es komme nur Ein Jahr des Mißwachses: sogleich steigen die Kornpreise, und oft sehr hoch. Er muß nun das Korn um jeden Preis einkaufen: denn

wenn

wenn er seine Verbindlichkeit gegen die Krone unerfüllt läßt, so werden seine Güter sicher sequestrirt, und die Krone läßt auf seine Kosten den Branntwein aufkaufen. So verliert er in einem einzigen Jahre oft die Frucht der fünf vorhergehenden; und er ist noch glücklich, wenn sein Verlust sich bloß darauf einschränkt! — Ich kenne nicht einen einzigen Edelmann, der sich durch den Branntweinhandel bereichert hätte; wohl aber ihrer viele, die sich dadurch gänzlich zu Grunde gerichtet haben.

Die Esthländischen Edelleute wenden dagegen ein:

Erstens, daß sie keinen Dünger haben, wenn sie nicht Ochsen mästen, und daß sie keine Ochsen mästen können, wenn sie nicht Branntwein brennen. Aber — Einmal mögen sie ja brennen, nur nicht mehr, als ihre eigenen Kräfte verstatten; und dann dürfen sie ja nur anstatt der Mastochsen ihre Viehheerden vermehren, die ihnen Dünger genug liefern werden. — „Ja," sagen sie, „das Mästen der Ochsen" (die ihnen aus Petersburg zugeführt werden) "trägt uns baares Geld ein" (zwanzig und mehr Rubel für das Stück); „wir würden aber nicht wissen, was wir mit der Milch unseres Vieh anfangen sollten."

Ich meine, wenn sie Butter daraus machten, wie es in der Schweiz, in Holland, in Holstein u. s. w. üblich ist, so könnten sie diesen Butter mit großem Vortheil in Petersburg absetzen, wo man bis jetzt genöthigt ist, ansehnliche Quantitäten aus Holstein kommen zu lassen.

Der zweite Einwurf der Edelleute ist: es giebt eine Menge Gutsbesitzer, die zu weit von der Residenz entfernt sind, um Theil an den Branntweinspachten zu nehmen; was sollten diese mit ihrem Korn anfangen, wenn es ihnen nicht mehr von denen abgekauft werden müßte, deren eigene Produkte nicht hinreichen? — Hieraus, meinen sie,

würs

würden allzu niedrige Preise entstehen, welches bekanntlich dem Feldbau nachtheilig ist. — Aber dieser Einwurf ist nur scheinbar: denn entweder ist das Korn selten, und dann wird es theuer genug seyn; oder es ist in Ueberflusse da, und dann erlaubt die Krone jederzeit die freie Ausfuhr ins Ausland, wo denn Schweden, England, Deutschland u. s. w. mit einander wetteifern, den Ueberfluß zu kaufen.

Dies Wenige sey genug. Ich bin so fest wie von meinem Daseyn überzeugt, daß, wenn der Esthländische Adel sich entschließen wollte, jene vier Vorschläge auszuführen, daraus in kurzer Zeit die segensreichsten Folgen entspringen würden. Zweimal hunderttausend arme Sklaven würden dann wenigstens einen Schatten von Eigenthum erringen, den sie auf ihre Kinder vererbten; sie würden folglich thätig und fleißig werden; es würde nach und nach ein moralisches Gefühl in ihnen entstehen, wenn sie nicht mehr, wie bisher, einer Willkühr zum Raube dienten, die weit größer ist, als der Kaiser selbst sie sich erlaubt; sie würden nicht mehr von Hunger gepeinigt werden, da ihre Frohndienste fest bestimmt wären, und ihnen Zeit übrig bliebe, ihr eignes Feld zu bauen; sie würden Liebe und Vertrauen zu ihren Erbherren gewinnen, und diese würden endlich einmal die gehässige Beschuldigung der Tyrannei von sich abwälzen, die sie von ganz Europa laut hören müssen. So würden sie in zehn und zwanzig Jahren wieder einen Schritt weiter zu einem Ziele thun können, wo Liebe, Wohlstand und moralische Besserung ihrer Unterthanen, eigene vermehrte Wohlhabenheit, edles Bewußtseyn und das ganze Segens-Gefolge erfüllter Menschenpflicht sie erwartet!

Der Esthländische Adel hat Herz und Sinn für eine so edle Belohnung; es fehlte ihm bisher nur an Muth, das erkannte Gute durchzusetzen.

Ge-

Getrost! auch den wird er unter der Regierung Alexanders des Ersten finden! —

Ich kann mein Buch nicht rührender und herzerhebender schließen, als durch den Auszug eines Briefes, den dieser vortreffliche junge Monarch vor Kurzem an einen Großen des Reiches geschrieben, der ihn um ein Erbgut gebeten hatte.

Pour la plus grande partie, heißt es darin wörtlich, les paysans de la Russie sont *esclaves*; je n'ai pas besoin de m'étendre sur l'*avilissement* et le *malheur* d'un *état pareil*. J'ai donc *fait voeu*, de ne pas en augmenter le nombre, et j'ai pris pour principe, de ne pas donner à cet effet des *paysans en propriété*. Cette terre vous sera accordée en „Arrende" à vie, à Vous et à Vos descendans — ce qui revient à peu prés à même chose, avec la seule différence, que le paysan ne peut être *vendu ou aliéné comme une béte*. — Voici mes raisons; et je suis persuadé que Vous en agiriez oe même à ma place *).

Heil dem guten Kaiser! — Er bedarf weder Erz noch Marmor, um sich ein Denkmahl zu errichten; jene goldnen Worte machen ihn unsterblich in dem Herzen jedes Biedermannes!

*) „Die Russischen Bauern sind größten Theils Sklaven. Ich habe nicht nöthig, mich über die Herabwürdigung und das Unglück eines solchen Standes weitläuftiger auszubreiten. Daher habe ich ein Gelübde gethan, die Zahl desselben nicht zu vermehren, und es mir zum Grunsatz gemacht, keine Bauern als Eigenthum zu verschenken. Ich gebe Ihnen das Gut in Erbpacht für Sie und Ihre Nachkommen. Das läuft ungefähr auf Eins hinaus, nur mit dem Unterschiede, daß der Bauer nicht verkauft oder veräußert werden kann, wie das Vieh. Sehen Sie da meine Gründe, und ich bin überzeugt, Sie würden an meiner Stelle eben so handeln."

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bio
Kotzebue
2

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Das merkwürdigste Jahr meines Lebens

Bd.: 2

Berlin (1802)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 4221 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235970-3